143

Schweizerische

Minerva,

von

einer Gesellschaft

[illegible]

herausgegeben

[illegible]

I. Band. I. Stück.

[illegible]

Basel [illegible]

[illegible]

Innhalt.

Seite

I. Ankündigung und Plan. 3

II. Verhandlungen der helvetischen Deputirten zu Paris im Winter 1802—3. 7

I. Denkschrift über die zweckmäßigste Organisation der Schweiz im Allgemeinen sowohl als in ihren Verhältnissen zur fränkischen Republik insbesondere. Im December 1802 von mehrern der helvetischen Deputirten unterzeichnet den fränkischen Kommissarien übergeben. 8

III. Hans Caspar Hirzel; eine Biographie. . 43

IV. Das Lied vom ersten Kinde, von J. X. Bronner. 65

V. Ueber die Baumtrockniß, oder Verheerung der Tannenwälder im Kanton Aargau, durch den Borkenkäfer. Ein Bericht, abgestattet dem kleinen Rath des Kantons Aargau, von Hrn. Zschocke. 76

VI. Abendspaziergang, im Oktober 1783. Von Joh. Tobler, Archidiakon in Zürich. . . . 94

VII. An Herrn Ludwig d'Affry, Landammann der Schweiz, bey seiner Ankunft von Paris in Bern, den 28. Febr. 1803, von Fr. Xaver Bronner. 97

VIII. Wie erhob sich das weibliche Geschlecht aus der sclavischen Erniedrigung zur Vergötterung. 99

IX. Joh. Casp. Lavater an Albr. Stapfer, (damaligen Minister der Wissenschaften) über das gegenseitige Verhältniß der Kirche und des Staats. . 107

Schweizerische
Minerva.

Von
einer Gesellschaft
vaterländischer Gelehrten
herausgegeben.

Ersten Bandes erstes Stück.

Basel und Aarau
in der Samuel Flickischen Buchhandlung.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
PLACENTIA

Ankündigung und Plan.

Noch nicht für immer haben aus dem Schooße der helvetiſchen Alpen die Furien der Zwietracht jene friedlichen Muſen und Grazien unſrer Bodmer und Haller, Geßner und Lavater, Iſelin und Hirzel verſcheucht. Wenn Ihr, würdige Söhne der verklärten Väter, Euch zur Zurückrufung der Muſen vereinigt, ſo beſchwört Ihr jeden böſen Geiſt der Partheyſucht. Um der öffentlichen Aufmerkſamkeit eine weniger einſeitige, und eben darum weniger leidenſchaftliche Richtung zu geben, eröffnet unter Mitwirkung einer gelehrten Geſellſchaft die Ends unterſchriebene Buchhandlung eine helvetiſche Minerva, mit dringender Einladung an alle Beförderer der Aufklärung, denen die Veredlung des Zeitgeiſtes und Nationalcharakters am Herzen liegt, um gefällige Mittheilung zweckmäßiger Beyträge. Keine Partheyſchrift ſoll dieſe Monatsſchrift ſeyn. Eben darum aber hat ſie freylich um ſo viel weniger Intereſſe; wenig Gunſt erwartet ſie bey ſo vielen Menſchen, die nichts für wahr, ſchön und gut halten, als was ihrer

Parthey schmeichelt. Interesse wird unsere Schrift nur für solche Leser haben, denen es mehr um Grund und Beweis als um Meynung, mehr um die Sachen als um die Personen zu thun ist. Den Mangel an persönlichem Interesse ersetzt sie einigermassen theils durch Mannigfaltigkeit, durch Abwechslung ernsthafter und weniger ernsthafter Gegenstände, theils durch sorgfältige Auswahl derselben. Bey ihrer Darstellung soll Freimüthigkeit durch Bescheidenheit beschränkt, und diese durch jene belebt werden. Die Hauptrubriken, die aber freylich nicht alle in dem gleichen Hefte vorkommen können, sind folgende:

I. Helvetische Tagesgeschichte; merkwürdige Vorfälle in einzelnen Kantonen.

II. Wichtigere Gesetze und Vorschläge, jedoch nur in gedrängtem Auszuge, zuweilen im Begleite von bescheidenen Bemerkungen.

III. Nachrichten von ausserordentlichen Rechtshändeln, neuen Anstalten und Erfindungen; Lebensbeschreibungen von berühmten Schweizern.

IV. Beurtheilung helvetischer Kunst- und Litteraturwerke.

V. Natur- und Sittengemälde, kleine Reisen, Erzählungen, Poesieen.

VI. Einzelne Versuche zur Beförderung der Kunst und des Geschmackes, der Lebensweisheit und des Lebensgenusses.

VII. Fragmente, theils aus der ältern helvetischen Geschichte, theils aus der Weltgeschichte, der neuern und der ältern, jedoch nur in wiefern Rücksicht auf dieselben unmittelbar auf die gegenwärtige Zeit und Lage anwendbar ist.

VIII. Ebenfalls nur in Rücksicht auf solche Anwendbarkeit, zuweilen Uebersetzungen, theils aus den alten Sprachen, theils aus dem Französischen und Englischen.

IX. Litterarische Anzeigen und Beurtheilungen neuerschienener Schriften in der Schweiz, und des Auslandes, jedoch nur solcher, die der öffentlichen Aufmerksamkeit werth zu achten sind.

So weit geht bis jetzt unser vorgestecktes Ziel; von dem wirksamen Antheil und der thätigen Unterstützung, die man dieser Zeitschrift wird angedeihen lassen, hängt es ab, in wie fern man diesen Plan erweitern, verbessern, und ihn dem Wunsche seiner Gönner angemessener ein-

richten wird. Schon ist es Gewinn genug, daß sich mehrere achtungswerthe Männer von Gelehrsamkeit, dieses Unternehmen kräftig zu unterstützen, mit vieler Vorliebe dazu entschlossen haben, und ihre Beyträge in diesem ersten Stücke werden dem Leser schätzbare Beweise von dem geben, was man sich fernerhin von ihnen versprechen darf. — Neben diesen sind noch mehrere ausgezeichnete Gelehrte unsers schweizerischen Vaterlandes, die uns mit den geistreichen Früchten ihrer Muse, je nachdem sie sich ihnen günstig zeigt, zu erfreuen versprochen haben. Sie zur baldigen Erfüllung ihres Versprechens aufzufordern, geschieht hier öffentlich, und zwar mit der Zusicherung, daß jeder der Aufnahme werth geachtete Beytrag mit dem lebhaftesten Danke und einer anständigen Honorirung belohnt werden soll, und man bittet sich deßfalls an die Redaction der schweizerischen Minerva in Arau zu wenden. Diejenigen, welche ihre eingesandten Aufsätze auch in den folgenden Heften vielleicht noch nicht aufgenommen finden, werden solches dem Ueberfluß anderer reichhaltiger Materie zuschreiben, und deßwegen Nachsicht haben.

Flickische Buchhandlung
in Basel und in Arau.

Schweizerische Minerva.

Ersten Bandes erstes Stück.

Verhandlungen

der

helvetischen Deputirten zu Paris

im Winter 1802 — 3.

Unter dieser Aufschrift wird die schweizerische Minerva zunächst einige der merkwürdigsten Denkschriften und Noten liefern, die theils von einzelnen, theils gemeinschaftlich von mehrern der helvetischen Abgeordneten, den Kommissarien der fränkischen Regierung übergeben wurden; dieselben sollen nachher von einem historischen Berichte über die ganze Sendung begleitet werden.

I.

Denkschrift

über die zweckmäßigste Organisation der Schweiz, im Allgemeinen sowohl als in ihren Verhältnissen zur fränkischen Republik insbesondere. Im December 1802 von mehrern der helvetischen Deputirten unterzeichnet den fränkischen Kommissarien übergeben.

Die Verschiedenheit der Sitten, der Bedürfnisse, der Sprachen und der Religionen, welche die verschiedenen helvetischen Völkerschaften von einander trennen; der Wunsch, diesem von großen Hülfsquellen entblößten Lande eine kostbare Staatseinrichtung zu ersparen; die Ueberzeugung, daß in der Langsamkeit der Beschlüsse und in einer unzweydeutigen politischen Nullität das sicherste Mittel gefunden würde, welches die europäischen Mächte bewegen könnte, diesem Lande seine unschätzbare Neutralität wiederzugeben und dieselbe zu respektiren; die Theilnahme, welche die kleinen Kantone einflössen, und die Vorliebe derselben für ihre demokratischen Einrichtungen; die Nachtheile,

welche mit dem Unterhalt einer bewaffneten Macht, die von der Existenz einer Centralregierung untrennbar zu seyn scheint, verbunden sind; das Gedächtniß des Friedens, des Wohlstandes, und des Ruhmes, die mit den Formen des alten helvetischen Bundesstaates verknüpft waren; die Stimmen, welche sich laut von allen Seiten erheben, um die Staatseinrichtung zurückzuverlangen, unter der Helvetien mit ganz einzigem Glücke seit drey Jahrhunderten ehrenvoll und ruhig lebte; die Hoffnung endlich, Europa würde bey der Ansicht der Rückkehr dieser Formen und der Physiognomie der alten Schweiz, auch wieder zu den Gefühlen der Achtung und der Liebe, die es gegen ihre Kinder hegte, zurückkehren. — Diese, des grosen Herzens und des ausgezeichneten Geistes, welche die Welt in dem unsterblichen Stifter des neuen fränkischen Reiches bewundert, würdigen Betrachtungen sind es ohne Zweifel vorzüglich, die ihn bewogen haben, dem Föderativsysteme den Vorzug vor demjenigen der Einheit in der konstitutionellen Organisation Helvetiens zu geben.

Zuverläßig sind diese Betrachtungen von ungemein grosem Gewichte; sie mußten vorzüglich Eindruck

auf den Helden machen, der, was in den alten Staatseinrichtungen sich Gutes fand, zu unterscheiden, dasselbe aus den revolutionairen Trümmern hervorzuziehen, und mit eben so starker als gewandter Hand den liberalen Grundsätzen seiner Staatsverwaltung anzuknüpfen wußte.

Jeder einsichtige Mann wird zugeben, daß man die sorgfältigste Oekonomie bey der Einrichtung der schweizerischen Staatsverwaltung nicht aus dem Auge verlieren darf, und jeder Verständige wird wünschen, daß die örtlichen Interessen, die besondern Sitten und Gewohnheiten, und die verschiedenen Bedürfnisse der helvetischen Völkerschaften, mit kluger Schonung und Achtung behandelt werden.

Allein, wenn man von den auf die Grundlage einer vollkommenen Einheit gebauten Systemen abgehen soll, so wird es darum nicht unmöglich, mit allen so eben angezeigten Vortheilen des Föderativsystems alle diejenigen zu verbinden, die eine starke Centralregierung allein gegenwärtig der helvetischen Republik zuzusichern vermag.

In der Absicht, die Möglichkeit dieser Vereinigung darzuthun, und die wohlthätigen Absichten des

ersten Konsuls in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllen zu helfen, haben die Unterzeichneten es für ihre Pflicht geachtet, in dieser Denkschrift einige Ideen zu entwickeln, deren Aufnahme in die einzugebenden Kantonal-Verfassungsvorschläge, daselbst nicht an ihrem Orte, und der Behandlung der unmittelbaren Interessen jedes Kantons fremdartig scheinen konnte.

Sie werden sich mit der größten Freymüthigkeit erklären, überzeugt, daß sie dadurch dem ersten Konsul auf die ihm angenehmste Weise, ihre dankbaren Gesinnungen an den Tag legen können, für die fortgesetzte und rührende Aufmerksamkeit, welche er der Geschichte, den geographischen und topographischen Verhältnissen ihres Landes, den mannigfachen Interessen der Schweizer, und den verschiedenen Regierungssystemen, die für sie angenommen werden könnten, zu schenken geruhet.

Sie gestehen offen, daß von den zwey entgegengesetzten Extremen, der unbedingten Einheit und dem unbedingten Föderalism, der letztere es ist, der sie am meisten bestürzen würde; und da die Folgen, die sie von demselben für ihr Vaterland befürchten, für Frankreich und für Helvetien gleich verderblich sind,

so achten sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet, die Aussichten, welche sich bey der Voraussetzung eines reinen Föderativsystems darbieten, unverhüllt darzustellen.

Sie müssen gleich Anfangs die Bemerkung machen, daß es gerade dieses System ist, welches die Feinde der fränkischen Republik und der neuen Ordnung der Dinge unaufhörlich zurückwünschten, das sie durch ihre Ränke zurückzubringen und als das einzige für Helvetien passende zu preisen bemüht waren, während umgekehrt die Anhänger der Sache Frankreichs und der liberalen Grundsätze, nur in der Einheit Heil erblickten. Wie unausführbar auch die Theorien dieser letztern in verschiedener Hinsicht seyn mochten, so bleiben darum die unzweydeutige Vorliebe der Freunde der Koalition für den Föderalism, und ihre so einmüthigen und ununterbrochenen Bemühungen für desselben Wiederherstellung in seinen ursprünglichen Verhältnissen, eine politische Erscheinung, welche der Aufmerksamkeit des Staatsmannes im höchsten Grade werth ist. Es muß dieselbe diejenige der fränkischen Regierung um so mehr auf sich ziehen, da man gerade eben die Männer, welche unter der alten Verfassung

über den Mangel an Einheit, der unter den Kantonen herrschte, klagten, und die Schlaffheit des Föderalbandes bedauerten, seit der Auflösung dieser alten Ordnung, besonders aber seit der Epoche, in der sie neue Hoffnung für die Wiedererlangung ihrer Vorrechte schöpften, eine ihrer frühern so entgegengesetzte Sprache führen, und die gegenseitige Unabhängigkeit der vormaligen Kantone unbedingt preisen hört: man sah, wie eben diese Menschen gegen diejenigen ihrer Mitbürger, die für Vertheidiger des Einheitssystems angesehen waren, ein ordentliches System von Verläumdungen geltend machten, und dieselben in der Schweiz sowohl als im Auslande mit einer Erbitterung anzuschwärzen bemüht waren, die unmöglich in einer blossen Meynungsverschiedenheit über einen den Interessen der privilegirten Kaste ganz fremdartigen Gegenstand gegründet seyn konnte.

Untersucht man aber die Sache näher, und will man die Beweggründe auffinden, um deren willen die Anhänger des Patriciats das Föderativsystem mit solcher Heftigkeit und Ausdauer vertheidigen, so bieten sich in dem politischen und ökonomischen Zustand der Schweizer dieser Gründe so viele und so mäch-

tige dar, daß man die eine wie die andere Parthey in ihren Besorgnissen sowohl, als in ihrem Bedauren durchaus folgerecht finden muß.

Ohne hier von dem Wunsche der Privilegirten zu sprechen, die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge durch einen der auffallendsten Züge eröffnet zu sehen, noch von ihrer Beharrlichkeit, denselben als das Signal der vollkommenen Herstellung alles Alten anzusehen, wird ein Blick auf die Natur, die Klassen und die Verhältnisse der Einwohner der vormaligen Schweiz hinreichen, um die innige Verbindung, die zwischen den von den Patriciern dem Föderativsysteme ertheilten Lobsprüchen und zwischen dem Hauptgegenstande ihrer Wünsche und ihrer Umtriebe waltet, einleuchtend zu machen.

Mit Ausnahme des Waadtlandes und der Municipalstädte des Argaus, fand sich in der ganzen Schweiz keine Klasse von Staatsbürgern, die für Helvetien das gewesen wäre, was der dritte Stand (tiers etat) für Frankreich war, der einzige, in welchem der Erfolg der Revolution Sicherheit und Bürgschaft fand. Mit Ausnahme dieser argauischen Städte, wurden in der ganzen übrigen deutschen Schweiz nur drey Klassen

von Menschen angetroffen, Patricier, Geistliche und Landleute. Wann die große Mehrheit der erstern nur nach der Herstellung ihrer ehemaligen Vorrechte strebt, so gebricht es den beyden letztern Klassen sowohl an Wille als an Kraft, um sich der Ausführung dieses Vorhabens zu widersetzen. Die Geistlichen, besonders die protestantischen Pfarrer, gehören selbst beynahe alle zu den Patriciergeschlechtern; in dem Stand der Landleute müssen die Hirten der demokratischen Kantone von den Landbebauern der ehemals durch bevorrechtete Bürgerschaften regierten Kantone unterschieden werden. Was die Einwohner der kleinen Kantone betrift, so begehren dieselben, sey es aus Scheue der Arbeit, die mit einem civilisirten Stande und einer regulirten Verfassung verbunden ist, sey es aus Vorliebe für die Ausübung einer unmittelbaren und zügellosen Souverainität, sey es endlich aus Anhänglichkeit und Hingebung an ehrsüchtige und verschmitzte Volksführer, die unbedingte Rückkehr der unruhigen Herrschaft der Landsgemeinden.

Die Ackerbau treibenden Landleute der aristokratischen Kantone wünschen wohl von der Herrschaft der privilegirten Stadtbürger befreyt zu bleiben, ab-

lein, um sich in dem Zustande von Freyheit zu erhalten, und um sich gegen die heimlichen sowohl als offenen Unternehmungen und Anschläge der letztern zu schützen, bedürfen sie thätiger und verständiger Anführer, wachsamer und achtungswürdiger Vertheidiger. Wo sollen aber diese Anführer und Vertheidiger gefunden werden, wenn die Schweiz neuerdings in kleine unabhängige Staaten zerstückelt wird? Sollen es etwa ein Dutzend ihrer Mitunterthanen seyn, denen ein glücklicher Zufall einige Geistesbildung verschaft, und die sich im Ausland einigen Wohlstand erworben haben; oder etliche Patricier, die umsonst gegen die Masse ihrer Caste arbeiten und sich durch die steten und dringenden Umgebungen ihrer Verwandten und Freunde gelähmt fühlen? So schwache Vertheidiger reichen nicht hin, um ihnen die Garantie ihrer Rechte zu gewähren.

Dieses treue Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse in den deutschen aristokratischen Kantonen, kann keinen Zweifel über die Grundsätze und über die Absichten jener Menschen übrig lassen, welche durch ihre Zahl und ihren Einfluß in den Kantonalregierungen nothwendig das Uebergewicht haben müssen,

wann keine aus Männern, die der neuen Ordnung der Dinge und der fränkiſchen Republik zugethan ſind, zuſammenge etzte Centralregierung über ihre Anſchläge wacht, und ihren Bemühungen das Gegengewicht hält. Bey der erſten Gelegenheit, wo ihr Haß gegen Frankreich und die von ihm in den Staatsverhältniſſen Europa's bewirkten Veränderungen ausbrechen kann, werden ſie ihren Einfluß auf die Kantone, in denen ſie das Uebergewicht haben, dahin verwenden, um ihre in eben dieſem Haß ſorgſam unterhaltenen Mitbürger der dem Intereſſe Frankreichs und ihres Vaterlands entgegengeſetzten Parthey zuzuführen.

Man glaube ja nicht, daß dieß nur eingebildete Beſorgniſſe ſeyen. Die Thatſachen ſind es, welche ſprechen; die Leidenſchaften und Neigungen müſſen aufmerkſam machen; wer die Natur des Menſchen und die Geſchichte kennt, kann kein anderes Benehmen von Familien erwarten, die in dem, was ihrem Ehrgeitze ſchmeichelte, tief gekränkt ſind, die ihr Vaterland weder in der geſammten Schweiz, noch in ihrem beſondern Kanton, oder in dem Thal, worinn ſie geboren wurden, ſondern vielmehr in der ſittlichen und bürgerlichen Exiſtenz erkannten, welche ihnen un-

möglich kann zurückgegeben werden, mit all den Blendwerken, all den eingebildeten Genüssen und Täuschungen, deren Verlust weder durch neue Vorzüge, noch durch irgend einen andern Ersatz, ein ganzes Menschenalter durch, nur kann vergütet, noch aus dem Gedächtniß getilgt werden. Sollte man geneigt seyn, sich die Gefahr zu verbergen, oder die Besorgnisse durch die Voraussetzung zu schwächen, daß die Vernunft allmählich die Thorheit verdrängen, und das wohlverstandene Interesse des Vaterlands, den Geist der Leidenschaft und der Rachsucht dämpfen werde; oder wollte man unsern Vorstellungen die andere viel besser begründete Betrachtung entgegensetzen, daß es dem französischen Gesandten leicht seyn werde, einen entschiedenen Einfluß, sey es durch das Gewicht seiner Ueberredungen oder seines Ansehens auf die Kantonalräthe, zu erhalten, und daß es ihm an Mitteln nicht fehlen werde, um jeden gegenrevolutionairen Plan oder Vorhaben der österreichischen Parthey scheitern zu machen; so würde man hinwieder fragen: ob sich nicht sehr leicht Fälle denken lassen, in welchen der Einfluß dieses Gesandten durch unvorgesehene Umstände, durch mögliches Kriegsunglück, durch wilde Ausbrüche eines

gereizten und fanatisirten Volkes, welchem die Kantonalregierungen zu widerstehen eben so wenig die Kraft als den Willen hätten, vermindert würde, Fälle, wo der Einfluß dieses Gesandten in einem Kanton vernichtet wäre, während derselbe in allen übrigen Kantonen noch vollkommen bestehen und fortdauern würde, und wo der irregeführte oder übelgesinnte Kanton sich gerade im Besitz einer wichtigen Position auf der demokratischen und östlichen Grenzlinie Helvetiens befinden würde.

Wird man übrigens wohl glauben, daß z. B. in Graubündten die Familie von Salis beschränkter wie zuvor regieren werde, wenn dieses Land wieder einen besondern Staat bilden soll? Wenn die Gesandten der Könige Frankreichs, alles des großen Gewichtes unerachtet, welches ihnen die Schweizerregimenter in französischem Dienst gaben, die eine Hauptressource der Patricier-Familien ausmachten, unerachtet der sehr ansehnlichen Pensionengelder, die sie den kleinen Kantonen und den katholischen Ständen überhaupt bezahlten, dennoch mehr als einmal in sehr wichtigen Unterhandlungen, den wilden Ungestüm und die Launen der Bergbewohner nicht zu besiegen vermochten;

werden wohl die Gesandten der fränkischen Republik sich ein ununterbrochenes Gelingen versprechen können, nach Ereignissen, die so viel Bitterkeit in den Herzen und so viel Rückhaltgedanken, die nur den günstigen Augenblick abwarten, um ans Licht zu treten, übrig liessen? Und sollte nicht gegenwärtig, da Frankreich keiner Auxiliartruppen mehr bedarf, und keine Pensionen mehr zu zahlen im Fall ist, es einer vorsichtigen Politik angemessen seyn, diese vormaligen Mittel des Einflusses durch eine solche Regierung zu ersetzen, die aus aufgeklärten und rechtschaffenen Männern bestehend, dem Interesse Frankreichs durch Grundsätze ergeben wäre und die geleitet durch die Ueberzeugung, daß die Natur selbst uns zur innigsten Verbindung mit dieser Republik ruft, ihre Nation im Geiste dieses uralten Systemes leiten, und Verirrungen zuvorkommen würde, zu denen kleinlichte Leidenschaften und Anfälle demagogischen Wahnsinns dieselbe verleiten könnten?

Allein, sagt man, diese Centralregierung, die, insofern sie gut zusammengesetzt wäre, Frankreich sehr nützlich seyn kann, wird sie ihm nicht auch sehr gefährlich werden können, auf den Fall, daß es den Feinden

dieſer Macht gelingen ſollte, ſich derſelben zu bemächtigen?

Der Fall iſt allerdings möglich, aber auch mehr nicht als möglich. Nicht nur iſt es wenig wahrſcheinlich, ſondern es iſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich für jeden, der die Schweiz etwas näher kennt. Die ächte öffentliche Meynung, das gemeinſame Intereſſe des Vaterlandes, der Nationalgeiſt, der weſentlich auf Neutralität gerichtet iſt, werden jederzeit entſcheidenden Einfluß auf eine Centralregierung haben, während die Kantonalregierungen, der Natur der Dinge nach, ein Spielball vorübergehender Volksneigungen, und wenn ſie ſich nicht den größten Gefahren preis geben wollen, häufig genöthigt ſeyn werden, den durch einige fanatiſche Prieſter oder im Solde des Auslands ſtehende Demagogen aufgereizten Leidenſchaften zu folgen.

Aber, wendet man ferner ein, wird nicht die Leichtigkeit, ſich an die helvetiſche Nation in der Perſon weniger und beſtändig verſammelter Regenten wenden zu können, den auswärtigen Mächten und Frankreich ſelbſt, ein Mittel in die Hand geben, durch unvorgeſehene Auffoderungen die helvetiſche Regierung

entweder der Gefahr einer Weigerung oder den verderblichen Folgen einer unglücklichen Gefälligkeit auszusetzen, und sie der Vortheile einer Tagsatzung berauben, die langsam zusammentritt, späte Beschlüsse nimmt und zögernde Formen mit sich führt, welche Schützerinnen der Rechte und der Vortheile der Neutralität sind?

Man erkennt in dieser wichtigen Betrachtung zu gleicher Zeit den großmüthigen Bundesgenossen, welcher die Nation, deren Beschützer er ist, vor jeder Gefahr, die sie bedrohen könnte, warnt, und den wohlthätigen Freund, der alle Umstände aufsucht, welche zur Aufklärung eines wichtigen und schwierigen Gegenstandes beytragen könnten.

Immer aber scheint es uns, die Schwierigkeit könne aufgelöst werden. Vorerst darf man annehmen, daß in einem mit einer kraftvollen Centralregierung verbundenen Föderalsysteme, wie wir solches dem reinen Föderalism vorziehen würden, die Gewalt jener Regierung zweckmäßig beschränkt seyn würde, besonders in Bezug auf einen so wichtigen Gegenstand als der Einmarsch einer fremden Armee in das Gebiet der Republik ist. Demnach wird man ohne Zweifel

nicht in Abrede seyn, daß in Fällen, wo das Haupt der französischen oder jeder andern Regierung sich in der Lage befände, von den Schweizern die Bewilligung zu verlangen, eine Armee auf ihr Gebiet marschiren zu lassen, dasselbe in Folge eines allgemeinen Planes würde besetzt werden, deren Vollziehung keinen Berathungen einer Tagsatzung könnte unterworfen werden. Welches auch dann zumal die Form der helvetischen Regierung seyn möchte, das Resultat wäre wohl immer eine Verletzung des neutralen Bodens; und gesetzt auch die Formen wären dabey gerettet, würden die übrigen kriegführenden Mächte die Neutralität darum weniger als verletzt ansehen, wenn ihre Convenienz es mit sich brächte, sie aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten? Wenigstens erscheint dieser Vortheil allzuzweydeutig, um die unendlich gröfsern aufzuwiegen, welche wir von einer Centralregierung mit Zuverläßigkeit erwarten dürften.

Die Ungleichheit der verschiedenen Gegenden Helvetiens, die Nothwendigkeit der Oekonomie und die Unmöglichkeit der Unterhaltung eines besoldeten Truppenkorps, bieten sich weiter als Hindernisse dar, welche man der Einrichtung einer Centralregierung entgegen-

ſtellt; und in der That, wenn dieſe Regierung mit einem allen Lokalbedürfniſſen der Schweiz angepaßten Föderalſyſteme unverträglich wäre, wenn ſie ohne regulirte Truppen nicht beſtehen könnte, oder endlich Finanzen erfodern würde, die unverhältnißmäßig für unſere Kräfte wären, oder wenn ſie auch nur Ausgaben erfoderte, die ſich denen der vormaligen Regierungen annäherten, ſo möchte die Ueberwindung jener Hinderniſſe ſehr ſchwierig ſeyn.

Allein einige Betrachtungen werden zu Beſeitigung des ſchwierigſten Theils derſelben hinreichen.

Vorerſt ſind wir weit entfernt, ein Syſtem vorzuſchlagen, welches in ſeiner Ausführung nicht die Befriedigung jedes örtlichen Bedürfniſſes zu geſtatten im Falle wäre. Nur glauben wir zwiſchen eingebildeten und wahrhaften Bedürfniſſen, zwiſchen Foderungen der Laune und der Nothwendigkeit unterſcheiden zu müſſen. Wenn es vernünftig iſt, den letztern nachzugeben, und denjenigen Gewohnheiten, die aus der unveränderlichen Natur ſelbſt oder aus fortdauernden Verhältniſſen entſpringen, Rechnung zu tragen, ſo können wir dagegen nicht glauben, daß es unumgänglich nothwendig ſey, ſich jeder Sitte und jedem

Vorurtheile zu fügen, die durch eine Verfaſſung erzeugt und genährt wurden, deren Gebrechen den Untergang des helvetiſchen Staatenbundes herbeyführten.

Wir würden demnach dem Geſetzgeber Helvetiens das Verwaltungsſyſtem der ehmaligen Regierung von Bern vor Augen legen, das in ſeinen Grundſätzen eben ſo weiſe als glücklich in ſeinem Erfolge war. Indem es die Sitten, Einrichtungen und Gewohnheiten der verſchiedenen Landesgegenden, die ſeine Regierung umfaßten, allenthalben ſchonend behandelte, war es ihm gelungen, die ungleichartigſten Völkerſchaften in einen einzigen Staat zu verſchmelzen. Die von einem Schlag Menſchen, welcher mit jenen der ſchweizeriſchen Demokratie völlig identiſch iſt, bewohnten Thäler des Hasli, die Waadtländer, deren Verſchiedenheit in Sprache und Charakter darzuthun überflüßig wäre, die Hirten des Simmenthals und die Winzer an den Ufern des Bielerſee's, die Landwirthe des Emmenthals und die induſtriöſe Bevölkerung des Argau's, alle dieſe verſchiedenen Landſchaften, unter einander ſelbſt abweichender als jede andere Gegend Helvetiens, wurden von einem Souverain, jede ihren eingewurzelten Meynungen, ihren

besondern Satzungen und ihren örtlichen Verhältnissen gemäß regiert; es war eine Mischung von Föderalsystem und von Einheit, welche der verschiedenen Gewohnheiten Rechnung trug, ohne der Kraft der Regierung zu schaden und ohne die Ausübung der Souverainität zu zerstückeln.

Wann wir ein so neues und so ausgezeichnetes Vorbild einer die Vortheile beyder Systeme verbindenden Verwaltung, die die größten Verschiedenheiten zwischen den Bezirken, aus denen der Kanton Bern zusammengesetzt war, zu überwinden vermochte, vor Augen haben, warum sollten wir dasselbe nicht nachahmen? Gewiß iſts, daß gegenwärtig in der Schweiz weder ungleichartigere Völkerschaften noch ähnlichere Oertlichkeiten gefunden werden, als jene des Oberlands und des Argaus, des Emmenthals und des Waadtlandes, welche vormals der nämlichen Regierung unterworfen waren, sind. Die Möglichkeit der Vereinigung der Bedürfnisse des flachen Landes mit denen der bergichten Gegend, und der Verbindung von Völkerschaften, welche ungleiche Sprache haben, und durch Sitten nicht minder als durch die hohen Berge, die sie umgeben und trennen, von

einander verſchieden ſind; unter eine Regierung, iſt alſo kein Problem mehr und noch viel weniger ein unüberſteiglicher Einwurf gegen die Aufſtellung einer kraftvollen Centralregierung; und die angeführte Thatſache iſt um ſo beweiſender, als die Bernerſche Republik, nach allgemeinem Zeugniſſe, der blühendſte und der am beſten verwaltete Theil der ehmaligen ganzen Schweiz war. Uebrigens iſt der vormalige Kanton Bern nicht das einige Beyſpiel eines Staates, der die ungleichartigſten Völkerſchaften und Oertlichkeiten in ſich vereinigte. Der deutſche Kanton Uri war von ſeinen italieniſchen Unterthanen des Liviner-thales durch den Gotthardsberg getrennt; die übrigen Kantone waren es von ihren italieniſchen Unterthanen nicht weniger, ohne ſelbſt während des ganzen Winters ihre Communikation mit denſelben unterbrochen oder gehemmt zu ſehen.

Wir gehen zu dem Punkt der Oekonomie über. Man fürchtet die Koſten, welche die Einheitsverfaſſung und das Stellvertretungsſyſtem, das ihr zum Grunde liegen würde, nach ſich ziehen müßten.

Wir fangen mit dem Geſtändniß an, daß eine den Grundſätzen der ſtrengen Trennung der Gewalten ge-

mäß aufgeſtellte Staatseinrichtung allerdings] Ausgaben erfodern kann, welche die Kräfte eines kleinen Staates überſteigen. Allein die vernünftigen Vertheidiger einer Centralregierung in Helvetien ſind auch die erſten, welche die ſtrenge Anwendung jener Theorie für unnütz halten. Iſt einmal für die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt hinlänglich geſorgt, ſo iſt es möglich die Centralgewalt auf eine ſolche Weiſe zu organiſiren, daß bey der größten Einfachheit dennoch jedes aus den gemeinſamen Intereſſen aller Staatsbürger ſich ergebende Bedürfniß der Geſetzgebung und der Regierung befriedigt werde. Der Entwurf, der als Beylage einer zweyten von einem unſerer Collegen entworfenen Denkſchrift beygefügt iſt *), wird unſere Begriffe über die allgemeine Organiſation von Helvetien näher auszudrücken im Stande ſeyn. Wir dürfen behaupten, daß die Koſten nicht den vierten Theil deſſen betragen würden, was diejenigen der vormaligen Bernerregierung betrugen, und daß für die Kantonalverwaltungen ſehr weſent-

*) Wir liefern dieſe 2te Denkſchrift im nächſten Hefte der Minerva.

liche Erſparniſſe dabey herauskämen. Man könnte dieſen einen bedeutenden Theil ihrer Verrichtungen abnehmen und ſie um vieles vereinfachen. Es iſt einleuchtend, daß, indem man von der Wichtigkeit und der Würde eines Beamten wegnimmt, man auch ſeine Anſprüche und ſeine Bedürfniſſe vermindert, während umgekehrt, indem man mit den Geſchäften der Verwaltung die Ausübung der Souverainität verbindet, man ſich auch unfehlbar in die Nothwendigkeit verſetzt, die Zweige, das Perſonale und die Koſten einer ſolchen Regierung zu vermehren.

Die Centralregierung kann auf eine den Kantonen keineswegs läſtige Weiſe ausgeſteuert werden, wenn man ihr die Schuldtitel der ehemaligen Regierungen auf das Ausland, die Bergwerke, die Poſten, die Pulver- und Salpeterfabrikation, und das Münzweſen überläßt. Eine leichte Stempelabgabe auf Handlungseffekten könnte ohne Schwierigkeit hinzugefügt werden, und würde das für ihr unabhängiges Daſeyn erfoderliche Einkommen vervollſtändigen, ohne daß ſie nöthig hätte, weitere Beyträge oder Zuſchüſſe von den Kantonen zu verlangen. Die demokratiſchen

Stände insbesondere würden ihr Daseyn nur durch Wohlthaten inne werden.

Man wird sagen, die Kantonalregierungen bedürfen keiner besoldeten Truppen, eine Centralregierung hingegen werde eines regulirten Truppenkorps nicht entbehren können.

Vorerst ist es zweifelhaft, und mehr als zweifelhaft, ob nach allen revolutionairen Ereignissen, dieser Quelle so vielen Hasses und einer Zwietracht deren Dämpfung noch geraume Zeit nur durch eine thätige und kraftvolle Aufsicht möglich seyn wird, es ist insbesondere zweifelhaft, ob bey der Gewohnheit dem obrigkeitlichen Ansehen zu widerstehen, und mitten unter den Trümmern aller ehemaligen wahren und eingebildeten Bande, das Volk der Kantone werde durch die höchste Gewalt eines jeden Kantons, ohne Unterstützung der bewaffneten Macht, in Ordnung gehalten werden können.

Wenn aber je die Regierungen der Kantone ohne besoldete Truppen sich organisiren und erhalten könnten, so ist nicht einzusehen warum die Centralregierung das nämliche nicht eben so gut sollte thun können. Es würde übrigens leicht seyn, dadurch, daß

man ihr die Ernennung und Recrutierung der Milizofficiere der ganzen Republik überliesse, die Nationalmilizen so zu organisiren, daß die Centralregierung über sie disponiren könnte. Man darf auch annehmen, daß in Fällen wo die öffentliche Ruhe gestört wäre, es ihr leichter seyn würde, die Miliz des einen Cantone zu Herstellung der Ordnung in dem andern Canton zu gebrauchen, als es einer Cantonalregierung nicht seyn würde, die Milizen ihres eigenen Cantones gegen Aufrührer, d. i. gegen einen anderen Theil eben dieser Milizen zu gebrauchen. Wir müssen hinzufügen, daß gegenwärtig in Helvetien das Milizsystem, nach den zahlreichen Erfahrungen die über seine Unzulänglichkeit und Unzuverläßigkeit, in den neuesten Zeiten auf Unkosten unsers Vaterlands gemacht wurden, seinen Credit so sehr verlohren hat, daß ein kleines Corps regulirter Truppen, das zum Polizeydienst und in ausserordentlichen Fällen selbst als Mittelpunkt für die Milizen dienen könnte, der Gegenstand allgemeiner Wünsche geworden ist, und zuverläßig nur eine mäßige und unsern Kräften allerdings angemeßne Ausgabe veranlaßen würde.

Endlich wendet man ein, das Einheitssyſtem ſey in immer fortgehendem Verhältniß in Verachtung und Ohnmacht geſunken, es ſey der Nation verhaßt geworden, und die Centralregierung ſey mit einer Leichtigkeit umgeſtürzt worden, die von ſchlimmer Vorbedeutung für ihre Nachfolger ſeyn müßte.

Dieſer Einwurf iſt wichtig; wir wollen ihn mit der Aufmerkſamkeit, deren er werth iſt, unterſuchen.

Die Centralregierung iſt beſiegt worden; ward es die helvetiſche Eidgenoſſenſchaft nicht ebenfalls?

Ihr Daſeyn war dem Unglück und den Leiden Helvetiens gleichzeitig, und die blinde Menge aller Claſſen kann leicht in den Irrthum gerathen, zu glauben, ſie habe die Uebel hervorgebracht, welche vielmehr Früchte der Gebrechen der alten Verfaſſung waren, und die durch die Centralregierung gemildert wurden. Es wäre nicht ſchwer den Beweis zu führen, daß ohne das Daſeyn und die Anſtrengungen dieſer Regierung, die Laſt des Krieges, die Drangſalen der Revolution, und die Unordnungen aller Art, tauſendmal drückender und verderblicher würden geweſen

weſen ſeyn. Die fränkiſchen Armeen insbeſondere, ſind zu verſchiedenen Zeiten, durch die helvetiſche Regierung mit einem Eifer und Erfolg unterſtützt worden, die mit der Föderativverfaſſung unverträglich geweſen wären, und die franzöſiſche Regierung iſt zu gerecht um dieſelben je zu vergeſſen.

Die Einheitsregierung hat ſich ohne anders in der herzzerreiſſendſten Lage befunden, in der Männer von Ehre ſich befinden können. Gezwungen von zwey Dingen eines zu thun, entweder durch Weigerung der Uebernahme des Unterhalts der fränkiſchen Truppen, ſich zu populariſiren, oder aber den öffentlichen Tadel auf ſich zu laden, indem ſie ſich zum Mittler und Regulator der Requiſitionen machte: zog ſie es vor, ihren Mitbürgern durch Erſparung der Plackereyen und Erpreſſungen nützlich zu werden, und den verhaßten Auftrag zu übernehmen, der Agent für die Aufopferungen zu ſeyn, welche man von ihnen verlangte.

Ihren Feinden gelang es nur zu ſehr, ihr redliches und vaterländiſches Benehmen gegen ſie zu gebrauchen. Die Männer, welche in den auf einander

folgenden Epochen der Revolution Mitglieder der Regierung waren, wurden als an Frankreich verkaufte Verräther dargestellt, verläumdet und auf tausend Weise angeschwärzt, und sie sind in Gefahr in ihrem Vaterlande die Opfer ihrer geleisteten Dienste zu werden, wenn keine kraftvolle und gut gewählte Regierung daselbst Ordnung handhabt und die Freunde Frankreichs gegen Reactionen in Schutz nimmt.

Die Leichtigkeit, mit welcher im verwichenen Herbstmonat die Centralregierung umgeworfen ward, erklärt sich hinlänglich aus der mangelnden Harmonie zwischen den Personen aus denen sie bestund. Die meisten der Häupter des Aufstandes, selbst von der Nothwendigkeit der Aufstellung einer Centralregierung überzeugt, kündigten an, ihre Bestrebung wäre nur gegen Regierungsglieder gerichtet, von deren Mehrheit sie freylich mit Recht glaubten, daß sie die Absichten der gegenrevolutionairen Parthey keineswegs werden befördern helfen. Zu Schwytz selbst anerkannte die sich so nennende Tagsatzung, den Nutzen einer Centralregierung und sie organisirte wirklich einen permanenten Senat des Föderalstaates.

Die Instruktionen, welche die helvetischen Deputirten nach Paris von der Centralregierung erhielten, stimmten beinahe alle darinn überein, daß sie eine starke und kraftvolle Centralregierung verlangen, und die innige Ueberzeugung von der künftigen Unentbehrlichkeit einer Centralregierung herrscht gegenwärtig in Helvetien so allgemein, daß das Volk und besonders die Classe der Eigenthümer gewiß nicht ohne Verwunderung und ohne Bedenken, eine solche aus der künftigen Organisation würde weggelassen haben.

Es ist allerdings wahr, daß Umschmelzungen alter Regierungen, die übereilt und gewaltsam anstossend gegen die Gewohnheiten und Sitten der Nation vorgenommen werden, weder dauerhaft noch wohlthätig sind: es ist aber eben so wahr, daß wenn die Wünsche des Volkes, durch Verbesserungen die es erwartet und deren Bedürfniß allgemein fühlbar geworden ist, nicht erfüllt werden, man Gefahr läuft, keine verderbliche Unzufriedenheit mit den Einrichtungen, die man neu aufstellt oder zurückbringt, zu pflanzen.

Es sey uns erlaubt die Bemerkung beyzufügen, daß der Schultheiß Steiger, das Project eines per-

manenten helvetischen Senats, von dessen Nothwendigkeit er sich überzeugte, entworfen hatte. Seine Ideen darüber finden sich in dem Werke C. L. Hallers über den Feldzug des Erzherzog Karl in der Schweiz. S. 553.

Nachdem wir den Werth der Einwürfe, die gegen die Aufstellung einer Centralregierung erhoben werden, geprüft haben, würde uns der positive Theil unseres Gegenstandes oder die Entwiklung der Vortheile übrig bleiben, die diese Regierung verspricht und die sie allein Helvetien zusichern kann. Da aber wahre Denkkraft durch diese Diskussion unverhältnißmässig erwachen würde, so beziehen sich die Unterzeichneten lediglich auf dasjenige, was die Bürger Kuhn, Sekretan und Glaire, in bekannten Schriften über die gegenseitigen Vortheile des Föderalism und der Einheit, gesagt haben. Ihre Verfasser bekleideten Stellen unter den ersten Behörden ihres Vaterlandes, und ohne ihren Ideen überall beyzupflichten, haben die Unterzeichneten in denselben Ansichten und Betrachtungen gefunden, welche die besondere Aufmerksamkeit der fränkischen Regierung zu verdienen scheinen.

Ohne Centralregierung ſehen wir weder die Möglichkeit der Beendigung unſerer Unruhen, noch jene der Herſtellung unſers Wohlſtandes.

Auſſerordentliche Anſtrengungen der Induſtrie und des Fleiſſes, ſind es, die im gegenwärtigen Zuſtand unſrer Cultur, der Unfruchtbarkeit unſers Bodens und den natürlichen Reichthümern unſrer Nachbaren müſſen entgegengeſetzt werden. Wir können der Colonialwaaren nicht entbehren, wir bedürfen roher Stoffe des Auslandes für unſere Fabriken, und die Produkte beinahe aller Climate, und was können wir dagegen tauſchen, mit Ausnahme von etwas Käſe und Vieh? Nichts, als unermüdliche Arbeit und glücklichen Kunſtfleiß, der den Werth der rohen Produkte des Auslandes verzehnfacht und ſie ihm vervollkommnet wiedergiebt, gegen die Natur und Kunſtprodukte, deren wir bedürfen.

Künſte und Wiſſenſchaften müſſen alſo unter uns blühen und aufgemuntert werden. Wir müſſen die ungeheure Waſſermaſſe nutzbar machen, die unſere Flächen deckt und durch unſere Thäler fließt, von der, in Ermanglung zuſammentreffenden Willens und

übereinstimmender Anstrengungen, wir bis dahin keinen Nutzen gezogen haben. Wir müssen unsere Bergwerke bewerben, die bis dahin so zu sagen unberührt geblieben sind. Wir bedürfen neuer Strassen, Canäle, einer gemeinsamen Münze, gleichförmige Maaße und Gewichte, Unterrichtsanstalten, einer vaterländischen Academie, die es unsern Jünglingen entbehrlich mache, fremde Universitäten zu besuchen, auf denselben ihr Erbe zu verzehren, ihre Sitten zu verderben und Grundsätze anzunehmen, die für ihr Land unnütz oder auch den Interessen desselben zuwider sind.

Ohne Centralregierung erhalten wir von all' diesem nichts; wir werden eben so wenig die Mittel finden, uns den Hindernissen zu widersetzen, welche dem freyen Handel und Wandel von neuem wieder entgegengesetzt werden; das in einem Canton ausgesprochene Urtheil, wird in einem andern nicht vollzogen werden können; man wird ferner das Scandal sehen, daß ein Schweizer sich nicht überall in seinem Vaterlande niderlassen kann, während Fremde dafür nicht selten weniger Schwierigkeit finden.

Die Vortheile, welche eine Centralgewalt darbietet, und die Nachtheile die aus ihrer Abwesenheit herfliessen, liessen sich in's unendliche vervielfältigen. Wie soll die aufgelaufene Schuldenlast getilgt werden? Wer wird die Cantone, die seit dem Daseyn der einen und untheilbaren helvetischen Republik ihr Eigenthum der gemeinschaftlichen Massa übergaben, entschädigen? Wer wird ihnen Rechnung tragen, für dasjenige was zum Vortheile aller veräussert ward, während verschiedene der begütertsten Cantone, ihr Eigenthum so gut wie unangetastet behielten? Wer soll Eigenthümer der ausländischen Schuldtitel seyn, die vormals Cantonen angehörten, welche nun in verschiedene Staaten zertheilt sind?

Wir sollten also die einen den andern fremd bleiben, wie unter der alten Verfassung, und der heisseste Wunsch den aufgeklärtester Magistrate, die die verschiedenen Völkerschaften Helvetiens in eine einzige Nation vereinigt wünschten, ein Wunsch der allein die durch die Revolution geschlagenen Wunden zu heilen vermöchte, sollte abermals unerfüllt bleiben? Die Bande welche uns zur Zeit des Unglücks verbanden, sollten in glücklicheren Zeiten auseinander

gerissen, und die seit fünf Jahren angenommenen Gewohnheiten, die bereits stärker sind, als man vorauszusetzen scheint, sollten wieder zerstört werden . . . .

Allein es ist Zeit daß wir zum Schluße kommen. Wir wiederholen also kürzlich . . . Nach unsrer innigsten Ueberzeugung, wird die Schweiz durch die Herstellung der unbeschränkten Souverainität der Cantone, in die Anarchie zurückgeworfen; die Herstellung der Privilegien und neue Bewegungen und Unruhen werden dadurch vorbereitet; in einigen Cantonen werden die Feinde der Sache Frankreichs an die ersten Stellen gebracht, andere werden durch sie bedroht, dem Einfluß wilder und zügelloser Demagogen Preis gegeben zu werden, und Helvetien wird der Hilfsmittel beraubt, durch die allein es seine erlittnen Verluste ersetzen, und auf der Bahn der Cultur fortschreiten könnte, auf welcher ihm der mächtige Arm des Jahrhunderts und der Bedürfnisse dringender Gesetze, nicht minder als allen übrigen Ländern Europa's fortzuschreiten gebieten. Wir wissen, daß die Kosten einer Centralgewalt, wie wir solche wünschen, keineswegs eine Summe übersteigen, die aus dem Ertrag von unbestreitbarem National-

eigenthum leicht kann gezogen werden, und wir machen uns anheischig den dießfälligen Finanzplan zu entwerfen, ohne daß die kleinen Cantone dadurch im mindesten belastet werden, unter der klaren Voraussetzung, daß die Stellen mehr ehrenhaft als einträglich seyen; und daß die Centralregierung, unseren Nationalsitten gemäß, nicht einem einzigen Manne, sondern einem Regierungscorps übergeben werde. Wir sind endlich überzeugt, daß durch das Daseyn einer weise organisirten Centralgewalt, unsere Neutralität keineswegs mehr, wie durch ein absolutes Föderalsystem, gefährdet würde.

Dieß ist unsere Meinung. Es war Pflicht für uns, dieselbe freymüthig zu äussern; wir sind aber keineswegs so eingebildet zu glauben, wir befänden uns in der Lage, um mit Gewißheit über den Einfluß der Verfassung, der wir den Vorzug geben, auf unsere Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten, urtheilen zu können.

Wann der Held, der der Welt den Frieden wieder schenkte, und der für die Befestigung desselben ein neues, den neuen Bedürfnissen von Europa an-

gepaßtes politiſches Syſtem erſchaffen hat, das Daſeyn einer Centralregierung in der Schweitz ſeinen politiſchen Intereſſen nachtheilig machen ſollte, ſo iſt hiemit alles geſagt; keiner von uns wird ſo unſinnig ſeyn, um ſeine Meinung, dem Genie und den Einſichten Bonapartes gegenüber zu ſetzen, und wir überlaſſen uns der Hoffnung, die Erfahrung werde die Beſorgniſſe zerſtreuen, die wir zutrauensvoll in ſeinen Schooß niedergelegt haben.

III.

Hans Caſpar Hirzel.

Er erblickte das Weltlicht den 21 März 1725. Er hatte das Glück, in der Perſon ſeines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikaniſcher Sitten zu ſehen. Von ſeinem Großvater, der ebenfalls Statthalter war, pflegte man zu ſagen: daß auch der ärgſte Feind ſich nicht würde geſcheut haben, ihn gegen ſeinen einzigen Sohn und Liebling zum Richter zu wählen. Den Catoniſchen Ernſt, den unſer Hirzel vom Großvater, und die hypochondriſche Aengſtlichkeit, die er vom Vater erbte, milderte er im Umgange der Muſen und jovialiſcher Freunde.

Im Jahr 1734. hatte ſein Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Hier bekam der junge Hirzel den erſten Geſchmack ſowohl an der Anmuth unverdorbener Natur als an landwirthſchaftlichen Be-

mühungen.*) Von dem groſſen Litterator, Inſpektor Simler, der ſein Hauslehrer war, erhielt er Unterricht in der klaſſiſchen Litteratur. Mit dieſer verband er das Studium der beſten Dichter unter den Teutſchen. Nach Beendigung der Amtsverwaltung führte ihn der Vater nach Zürich zurück. Um ſo viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je innigér dieſer Beruf mit der Naturforſchung überhaupt verwandt iſt. An Johannes Geßner fand er einen eben ſo treuen als aufgeklärten Wegweiſer. Seine vornehmſten Lehrbücher waren die Werke eines Linné, Wolf, Börhaave; fleiſſig beſuchte er das anatomiſche Theater; daſelbſt las er im Jahr 1744. über die Sinnen.

Der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften führte ihn zu Bodmer. Bey dieſem ſokratiſchen Lehrer gewöhnte er ſich, das Schöne nicht anders als in Verbindung mit dem Guten zu lieben; bey ihm lernte er die Elemente der Staatskunſt und der vaterländiſchen Geſchichte. Bodmer bediente ſich einer Lehrart, die

*) Man ſehe ſo viele ſeiner Schriften in dem Archive der phyſikal. Geſellſchaft von Zürich, wie auch im Drucke ſeiner vermiſchten Schriften, beſonders aber die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauern.

die zugleich, indem ſie die Urtheilskraft ſchärfte, das Herz zur Nachahmung ehrwürdiger Vorväter erwärmte.

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang Hirzeln die Vereinigung der hoffnungsvollſten Jünglinge in eine litterariſche Geſellſchaft. Dieſe Geſellſchaft trat in ſchriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Geſellſchaften in Bern und andern Cantonen. Mittelbar leitete ihre Bemühungen Bodmer. Breitinger las den Jünglingen über die Logik und Metaphyſik.

Im Jahr 1745. begab ſich Hirzel nach Leiden. Daſelbſt hörete er Albin, Gaubius, Muſchenbrök. Im Jahr 1746. nahm er den Grad an. Er vertheidigte eine Streitſchrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüths auf den Cörper. Durch Vermittlung des Pfarrer Weiß von Regenſtorf fand er in Potsdam beym Hofrath Arndts, Stadtphyſikus und Arzt bey der Garniſon und beym Wayſenhauſe die glücklichſte Gelegenheit zur Ausübung der geſammelten Kenntniſſe. Arndts folgte großentheils der einfachen Heilart ſeines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Was Hirzel in Börhaavens Schule gelernt hatte, diente ihm zur Berichtigung der Begriffe über jene Stahlianiſchen Naturtriebe.

An Arndts Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines menschenfreundlichen Weisen. Je begüterter Stahl war, desto mehr war er auf edle Anwendung des Reichthums bedacht. Aufblühendes Verdienst ermunterte, und niedergedrücktes tröstete er; sein Haus war ein Tempel der bona Dea. Jeder Rechtschaffene, jeder Gelehrte und Künstler war dem gastfreyen Wirthe und dem aufgeklärten Kenner willkommen.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg wieder seinen Sulzer, mit dem er im Jahr 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. *) Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In Langens poetischem Kraise begeisterte Hirzeln von neuem die jugendliche Muse. Durch Langen gerieth er in Bekanntschaft mit Kleist. Ungemein versüßte ihm dieser den Aufenthalt in Potsdam. Hier sah er Kleists Frühling hervorgehen. Hirzel erschien in einem Zeitalter, wo der Kampf gegen Barbarey und das Emporstreben nach höherm Lichte die beßern Köpfe vereinigte, wo jeder beym Gefühl eigner Stärke dem an-

*) In spätern Jahren gab er Sulzers Leben heraus.

dern theilnehmend die Hand bot, wo keiner, wie etwan seither nach ihrer Vermehrung, eifersüchtig dem andern in den Weg trat. In Kleistens Umgange lernte Hirzel, was auf Bildung sowohl des Geistes als des Herzens wahre Freundschaft vermag. Zwischen beiden herrschte bis zu Kleists Heldentode der vertraulichste Briefwechsel; schon in der Blüthe der Jugend war es eine gewisse süsse Melancholie, die ihre Seelen noch inniger vereinigte! Kleist brachte Hirzeln in Bekanntschaft mit Spalding und Gleim. In Berlin kam Hirzel in Bekanntschaft mit Pott, Eller, Lieberkühn.

Im Jahr 1747. kehrte er in sein Vaterland zurück. Sogleich trat er in die neuerrichtete naturforschende Gesellschaft. Unter seinen Bemühungen und unter der Mitwirkung theils des berühmten Canonikus Johannes Geßners, theils des verdienstvollen Bürgermeisters Heidegger, wuchs die Gesellschaft zu einem Baum an, unter dessen wohlthätigem Einfluße der Zürchersche Landbau eine weit glücklichere Richtung gewann. Seither wurde Hirzel zum Vorsteher dieser Gesellschaft erwählt.

Im Jahr 1748. verheurathete er ſich mit Jgfr. Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherrn Ziegler. In ſeiner Gattinn, die mit edler Bildung beſcheidenen Anſtand vereinigte, fand er die tugendhafteſte Freundin, gerade für ihn und ſeine Gemüthsart die angemeſſenſte Lebensgefährtin. Von Natur war er der ſchnellſten lebhafteſten Eindrücke fähig, im gleich hohen Grade reizbar für das Unangenehme, wie für das Angenehme. Einzig den wohlthätigen Einflüſſen der Philoſophie und einer geläuterten Religion dankte er die Mäßigung ſeines bald zu raſch auffahrenden bald zu tief niedergeſchlagenen Gemüths. Wie leicht mußte ihm der Sieg ſeyn, wenn die Philoſophie unter dem Reize der ehlichen Liebe, unter der Geſtalt einer zärtlich ſorgſamen Gattin ihn im Kampf unterſtüzte! Auch erkennte er den Werth eines ſolchen weiblichen Genius, und immer bis ans Ende blieb ihm die Gattin eben ſo theuer, wie an dem erſten hochzeitlichen Tage. Ihm gebahr ſie dreizehn Kinder; davon ſind noch fünfe am Leben; unter denſelben der Arzt, ein würdiger Erbe ſeiner Kenntniße und Erfahrungen.

Gerade in die erſten Tage ſeines ehlichen Glückes fällt Klopſtocks Beſuch in Zürich. Ehrenvoll erwähnt der Dichter auch Hirzels Geliebter in der Ode auf dem Zürcherſee. Sehr oft und gerne vertauſchte die Geſellſchaft des Patriarchen Bodmers an die Geſellſchaft von Hirzels Grazien. Nicht ohne Eiferſucht ſah der alte Bodmer, daß ſich der junge Seraph, ſein Klopſtok, ſeiner Meynung nach, zu leichtſinnig in den Wirbel von Söhnen und Töchtern der Erde hinreißen ließ. So ſehr gegenſeitig ſich der Sänger der Meßiade und der Sänger der Noachide als Virtuoſen und Kunſtkenner verehrten, ſo wenig vertrugen ſie ſich in Abſicht auf ihre Begriffe von ächtem Lebensgenuße. Ihre Unverträgſamkeit gieng ſo weit, daß Klopſtok ſich aus Bodmers Eremitage entfernte, und ſich auf Hirzels Anrathen in einem epikuriſchen Garten vor der Stadt niederließ.

Nicht nur indeß ſehr rein und ſchuldlos waren die Luſtbarkeiten, welche an Klopſtoks Seite Hirzel genoß, ſondern ſie dienten dieſen Jüngern des weiſen Epikurs vielmehr zur Erholung von der Arbeit, als daß ſie dieſelben von edler Beſchäftigung abzogen. Immer mit guten und weiſen Menſchen umgeben, mußte

Hirzel nothwendig auch selbst weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er Neigung zur Gemächlichkeit, allein er überwand sie durch warme Menschen- und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelte. Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Mensch und Bürger, als Arzt, als Hausvater, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so erstaunen wir, daß er in den seltenen Erholungsstunden noch so viele sehr interessante Schriften hervorbringen können. So oft er die Feder ergriff, so that er es jedesmal bey dringender Veranlassung und zu besonderer Absicht; nicht bloß als Gelehrter allein, sondern als Mensch und Bürger, so wie die Alten, schrieb er; eben darum trägt jede seiner Schriften das Gepräge der Menschheit und des Patriotismus; jede athmet populaire sokratische Weisheit, großentheils dem Bedürfniße der Zeit angepaßt. Dichtkunst war sein Labsal; seinem Herzen machte er Luft, indem er es in Gedichte ergoß. Hingerißen von den Empfindungen und Bildern, hatte er nicht immer weder Zeit noch Geduld zur Ausfeilung des Rhythmus. Nicht Kunst, sondern das Herz regierte sein Genie. So entstanden z. B. die Empfindungen des Frühlings im Jahr 1750, wozu ihn

ſeines Fleiſs Frühling begeiſterte; ſo die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im Jahr 1751; ſo die Seeligkeit ehlicher Liebe im Jahr 1755. bey der Vermählung ſeines Bruders.*) Andere Gedichte, theils lyriſche theils horaziſche Epiſteln behielt er im Pulte zurük; noch im höhern Alter pflegte er manchen genialiſchen Gedanken oder launigten Einfall in Epigrammen zu bringen.

Im Maymonate 1792. bewog er in den Bädern zu Schinznach mehrere Gäſte aus verſchiedenen Cantonen zur Stiftung der helvetiſchen patriotiſchen Geſellſchaft; auch wurde er zum erſten Vorſteher erwählt. Auf die Einladung dieſer Geſellſchaft ſchrieb er das Leben des Doktor Zellwegers von Trogen, eines ganz originellen Kopfes, und eben ſo biedern Patrioten als freydenkenden Philoſophen. Auf die Aufforderung des Zürcherſchen Bürgermeiſters Ott, daß die Schinznacher-Geſellſchaft auch verdienten Eidgenoſſen auſer ihrem Kräiſe biographiſche Denkmale wiedmen möchte, ſchrieb Hirzel das Leben Hans Blaarers von Wartenſee.

*) Seckelmeiſter Salomo Hirzel, der ältere, hochverdient um die vaterländiſche Geſchichte.

Diesen verdienstvollen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet: begierig ergriff er den Anlaß, seinen jungen Mitbürgern in Blaarers das Bild eines ächten Patrioten zu schildern. Besonders interessant ist in dieser Geschichte die Darstellung der Zürcherschen Staatsverfaßung.

Unter Hirzels Biographien sind vorzüglich wichtig theils Sulzers theils Heideggers Leben, voraus aber das Leben Kleinjoggs, des ländlichen Sokrates. So wie sich in Sulzers Lebensbeschreibung der Biograph selbst als denkenden Philosophen, und in Heideggers Leben als praktischen Staatsweisen zeigt, so arbeitet er die Wirthschaft des philosophischen Bauern in ähnlichem Geiste aus, wie Xenophon den Oeconomicus und die sokratischen Gespräche. Dieses Buch wurde in alle Sprachen Europens übersezt, und es erregte so große und durchgängige Aufmerksamkeit, daß aus allen Ländern Europens eine Menge Menschen, auch mehrere berühmte Gelehrte und große Fürsten hinzuströmten, um den Socrate rustique zu grüssen. Zum erstenmale erschien Kleinjoggs Leben im Jahr 1761. in dem ersten Bande von den Abhandlungen der Zürcherschen naturforschenden Gesellschaft; eine neue Ausgabe erschien im Jahr

1774, und Hirzel begleitete ſie mit verſchiedenen ſehr intereſſanten Briefen an Freunde. Seither gab er in zween Bänden ſeine vermiſchten Schriften heraus. In denſelben findet man unter andern neue Beleuchtung über den moraliſchen ſowohl als wirthſchaftlichen Charakter des philoſophiſchen Bauern; Geſchichte von den Bemühungen der ökonomiſchen Geſellſchaft zur Aufnahme der Zürcherſchen Landwirthſchaft; Unterſuchung über den gegenſeitigen Einfluß des Zürcherſchen Feldbaues und Handelserwerbs; Sendſchreiben über religioſe Toleranz und Aufklärung. So wie er durch die Schilderung des philoſophiſchen Landmanns den Beruf des Landmanns zu veredeln bemüht war, ſo machte er hernach in einer beſondern Schrift, in der Schilderung des philoſophiſchen Kaufmanns, auch einen Verſuch dem kaufmänniſchen Beruf edlere vaterländiſche Richtung zu geben.

Obgleich der Umgang mit den Muſen bis ins höchſte Alter ſeine liebſte Unterhaltung war, ſo übte er nichts deſto weniger von Jugend auf bis ins höchſte Alter immer jede Pflicht ſeines jedesmaligen Amts gewiſſenhaft aus. Im Jahr 1751. wurde er zum zweiten Stadtarzt erwählt; ſeither führte er als Mitglied des

Sanitätsraths bey den medizinischen Vorschriften bald allemal die Feder. Im Jahr 1757. berufte ihn die Regierung in die Committe's, welche eine bessere Besorgung der Kranken im Spitthale theils für den Fall von ansteckenden Seuchen die Gründung eines Lazareths bewirkten. Um eben diese Zeit beförderte er sehr thätig die gemeinnützigere Einrichtung des botanischen Gartens. Im Jahr 1761. erhielt er zugleich mit der Stelle eines Ober-Stadtarztes den Vorsitz bey der Wundschau und Krankenpflege in dem Spitthale; zugleich trug ihm der Rath die Prüffung der Wundärzte und Hebammen auf. In Betreff der leztern fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbräuche und Mängel. Daher machte er's sich zur Pflicht, wöchentlich ein paar Stunden unentgeldlich dem Unterrichte der Hebammen zu wiedmen. Da dieser Unterricht schlecht besucht wurde, bewog er im Jahr 1774. die Regierung zur Abfaßung einer Verordnung, in Kraft welcher seither alle Dörfer Hilfshebammen wählen, und sie auf ihre Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat lang unterhalten, damit sie dem Unterichte abwarten können. Er wars, der zu zweckmässigerer Bildung junger Dorfärzte in der

Stadt den Grund legte. Im Jahr 1754. inaugurirte er das neue Institut bey dem anatomischen Theater.

Ohngefehr um diese Zeit erhielt er von Tißot das medizinische Avis au peuple zum Geschenke. Dieses gemeinnützige Werk übersezte er. In einer Einleitung schildert er den Charakter des ächten und unächten Arztes durch Kennzeiche, welche auch einem Fremdling in der Arzneykunst die Auswahl eines Arztes leicht machen.

Im Jahr 1764. fieng er an, seinem Sohne in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst überhäuften Geschäften wiedmete er hiezu die frühesten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu den Besuchen im Spitale mitgenommen. Er ließ ihn alle Symptomen der Krankheiten aufzeichnen, diktirte ihm die vorgeschriebenen Arzneyen, ließ ihn ihre Wirkung bemerken, und hernach klärte er die gesamelten Erfahrungen durch Kunsttheorie auf. So wohl an den theoretischen Vorlesungen als an den Spitthalbesuchen gestattete er mehrern jungen Studirenden Antheil.

Als Arzt, beobachtete er wachsam und allseitig der Gang der Natur: getreu gieng er nur ihr nach; er haßte das Wunder- und Zauberspiel, so man mit der

Imaginazion trieb. Wenn er aber nur die Natur allein zur Wegweiserin wählte, so war er darum auf das Spiel der Imaginazion, in wiefern auch dieses seinen Grund in der Natur hat, nicht weniger aufmerksam. Eines Tages begleitete er den bekannten Dr. Mesmer im Spithale von einem Zimmer zum andern; er war Augenzeuge, wie dieser Magnetiste durch Vorstreckung seines magnetisirten Stabes die Patienten in Zückungen versezte, welche dann freylich hernach, wie alle Zückungen, wieder abnahmen. Endlich führte ihn Hirzel in ein Zimmer von ganz Blödsinnigen; umsonst hilt diesen der Wunderdoktor seinen Stab vor. Sie waren so gedankenlos, daß auf sie der Stab nicht den geringsten Eindruck machte. Richtig schloß hieraus der Philosoph, daß bey den andern Pazienten nicht der Stab die Convulsionen erwecke, sondern nur ihre eigne in Furcht und Schrecken gejagte Imaginazion. Auch folgende Anekdote verdient hier Erwähnung: Hirzel befand sich mit einem kranken Freunde in den Bädern zu Baden. Glücklich hatte er diesen geheilet, allein bey der Rückerinnerung an sein Fieber überfiel es ihn täglich um die gleiche Stunde, Morgens um 11 Uhr von neuem. Unter Hand traf Hirzel

mit den Badgäſten die Abrede, daß Jeder ſeine Uhr um eine ganze Stunde, und daß auch der Küſter die Glockenuhr zurückſtellete. Ganz aufgeräumt gieng mittlerweile der geneſene Patient in groſſer Geſellſchaft am Ufer der Limmat ſpazieren; unter geiſtreichen Geſprächen vergaß er das Fieber; er ſah nach der großen Uhr bey der Capelle: Nun, ſprach er, haben wir bald 11 Uhr; nun iſts Zeit, daß ich heimgehe, das Fieber wird kommen. Lachend zog Hirzel aus der Taſche die Uhr: Bereits über 12 Uhr iſts; viel Glück, ſezte er hinzu, das Fieber hat ſich vergeſſen; es kömmt nicht wieder Wirklich kam es nicht wieder.

Sehr groß ſind ſeine Verdienſte um die phyſikaliſche ökonomiſche Geſellſchaft; ſehr wirkſam bediente er ſich dieſer Geſellſchaft zur Beförderung der Zürcherſchen Landwirthſchaft; von Zeit zu Zeit ſchrieb er für die Bauern eben ſo gemeinnützige als faßliche Preißfragen aus; von Zeit zu Zeit verſammelte er in Anweſenheit ſowohl der gelehrteſten Männer als der Häupter des Staates aus allen Gegenden des Cantons erfahrene Bauern, und trat mit denſelben in ſokratiſche Geſpräche über die Verbeſſerung des Feldbaues. Ihm dank[t] man die Dorftabellen, welche zur

Kenntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft dienen. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen anerkennten auch auswärtige Gesellschaften, die ihn unter ihre Mitglieder aufnahmen, z. B. im Jahr 1763. die ökonomische Gesellschaft in Bern, und im Jahr 1766. die königliche Gesellschaft zu Metz. Mit vorzüglichem Zutrauen beehrten ihn verschiedene Fürsten, z. B. der Prinz. von Würtemberg, der Fürst von Dessau, der Marggraf von Baden, der Churfürst von Dalberg, u. a. Auch unterhielt er mit mehrern Gelehrten sehr interessanten Briefwechsel. Mit dem Leibarzte Zimmermann wechselte er vom Jahr 1757. bis zum Jahr 1770. alle Wochen regelmäßig Briefe. Beyde theilten einander ihre Lektüre, ihre Erfahrung, Kopf und Herz mit.

Im Jahr 1763. erhielt er den Zutritt in den grossen Rath; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschikt zu erfüllen, studirte er in den Erholungsstunden die vaterländischen Geschichten und Rechte. Er wurde zu mehrern sowohl beständigen als zufälligen Commissionen gezogen. In obigem Jahr wurde er zum obrigkeitlichen Beysitzer in den Kirchensynoden erwählt. Bey dieser Veran-

laſſung überſezte er des Inſpektor Simlers, ſeines ehemaligen innig geliebten Lehrers, akademiſche Rede von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern der Zürcherſchen Kirche in dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Dieſer Schrift iſt Conrad Geßners lezter Wille angehängt. Als Mitglied des groſſen Raths, erhielt er auch den Beyſiz bey dem obrigkeitlichen Sittengerichte, und er arbeitete an der Abfaßung eines Polizeigeſetzes für das Landvolk. Im folgenden Jahr ernennte ihn die Regierung in das Committe, welches die Erbauung des Wayſenhauſes und die Einrichtung des Zuchthauſes beſorgte. Auch wurde er Mitglied der Comiſſionen zu beſſerer Einrichtung der Aemterrechnungen, zur Unterſuchung der obrigkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbeſſerung der Waldungen, zur Reform der Schulen u. ſ. w. Die Stiftung der Kunſtſchule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetiſchen Anleitung für die geſellſchaftlichen Pflichten. So unermüdet er vormals mit dem verdienſtvollen Bürgermeiſter Heidegger die Gründung der Kunſtſchule beförderte, eben ſo eifrig beförderte er ſeither als Curator ihre Erhaltung und Aufnahme. Im Jahr 1778. wurde er durch freye Wahl ein Mitglied des täglichen Rathes,

und bald hernach Ober-Aufseher der Kirchen und Schulen. Als Beysitzer in dem Collegium der Kirchenräthe, trug er zur Ausbreitung geläuterter praktischer Religionsbegriffe ungemein viel bey. Wechselseitig gaben sich in seiner Brust Religiosität und Vaterlandsliebe gleichsam die Hand, und sowohl diese als jene athmeten die reinste Humanität. Gleich weit entfernte sich sein edler Geist sowohl von profaner Freigeisterey als von ängstlicher Orthodoxie oder ausschweifender Schwärmerey. Den schönsten Beweis hievon giebt seine Schrift: „Hirzel, der Greis, an seinen Freund Heinrich Meister, über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden. Zürich 1800." Diese Schrift vereinigt mit sokratischer Zergliederungskunst Sbasterbüry's Begeisterung.

Im Jahr 1781. übernahm er die Obervogtey Wettschwyl und Bonstetten; im Jahr 1785 das Hardamt; im Jahr 1788. die Obervogtey von dem Neuamt. Im J. 1795. erhielt er den Beysitz im geheimen Rathe. Schon vorher hatte er an den schwierigsten Staatsgeschäften Antheil genommen, so z. B. an der Beylegung der Genferschen Streitigkeiten und an den Unterhandlungen wegen des französischen Bundes. Ueber diese leztern hinterläßt er in Handschriften ausführliche Denkschriften.

Ohngeachtet er bis ins höchſte Alter ununterbrochen und mit Eifer ſowohl ſeine medizinischen als die Regierungs-Geſchäfte beſorgte, ſo war er doch immer von jedem Pedantismus, ſowohl von dem medizinischen als von dem politiſchen, unendlich entfernt. Davor verwahrte ihn ſein vertraulicher Umgang mit den Muſen und Grazien. Beynahe täglich genoß er den Umgang Salomon Geßners, und gleichſam vom Keime bis zur lezten Vollendung begleitete er Geßners poetiſches und mahleriſches Genie. Jede Woche verſammelten ſich in dem Geßnerſchen Hauſe wenigſtens zweimal die edelſten und geiſtreichſten Männer von Zürich, und ihre Unterhaltungen belebten ſonderheitlich auch Hirzel.

Ohngeachtet auch er allem Revolutionsgeiſte feind war, ſo empfahl er nichts deſto weniger dringend die eine und andere Reform, und zwar gerade als die ſicherſte Vorkehr gegen den Revolutionsgeiſt. Beym Ausbruche der innern Unruhen vom Jahr 1795. drang er in der Rathsverſammlung mit Feuer auf die Vermeidung allzu gewaltſamer Mittel; bey der gänzlichen Umkehrung der helvetiſchen Verfaßung im Jahr 1798. ſeufzte er zwar über die fatale Richtung, welche die

Revolution nahm, allein gelaßen und heiter zog er sich an der Hand der Philosophie und der Musen aus den politischen Stürmen in den Schooß ehrenvoller Ruhe zurück. Ohngeachtet er sich von jeder Parthey gleich weit entfernte, so erhielt er sich nichts desto weniger bey jeder in Achtung.

In dem höchsten Lebensalter besuchte er immer noch regelmäßig die Kranken im Spithale, und machte beinahe täglich Spaziergänge von einer oder zwo Stunden. Diese fortdaurende Leibeskraft dankte er, ausser dem angebornen Temperamente und der sehr frugalen Kost, besonders auch dem Gebrauche des fränklinschen Luftbades.*) In dem höchsten Alter behielt er in voller Kraft seine sowohl moralische als sinnliche Reizbarkeit, immer noch so stark war sie, daß sie ihn zuweilen wohl auch ganz plözlich von jugendlicher Lustigkeit in in hypochondrische Muthlosigkeit hinstürzte. Sehr bald wieder erheiterte er sich, besonders aber in dem Umgange theils geistreicher Weiber theils sokratischer Zög-

*) Ueber den Gebrauch des Luftbads hielt er den 16ten May 1800. vor der physikalischen Gesellschaft in Zürich eine Vorlesung, von welcher ein Auszug in No. 26. des helvet. Volksfreundes eingerückt ist.

linge; überhaupt auch in dem Umgange guter Menschen, und voraus im Schooße der ländlichen Einfalt und Unschuld.

Er starb den 19ten Hornung 1803, und zwar ohne geringste Vorempfindung des Todes. Während daß er in seiner Abendgesellschaft ein Blatt vorlas, gab er mitten im Lesen den Geist auf.

Nach dem Wunsche des Verstorbenen wurde seine Leiche anatomirt. Den Körper fand man noch ganz gesund, nur am Herzen eine geschwollene Pulsader geborsten. Diese Geschwulst hatte von Jugend auf Hirzeln durch fieberhaften Puls beunruhigt; ohne Zweifel war sie die Haupturſache, warum er öfters so schnell in Aufwallung gerieth.

Zum Grabe begleiteten die Leiche über 600 Menschen, beinahe die gesammte Stadtbürgerschaft, das Corps sowohl der Stadtgeistlichkeit als der Mediziner, die Zöglinge der Kunstschule u. s. w. Auch ohne Trauermusik und ohne Errichtung eines Denkmals ist ein solches Leichenbegängniß der rührendeste Beweiß von der allgemeinen Hochachtung gegen diesen ächten Menschen- und Vaterlandsfreund.

Durch öffentliche Lobreden feierten Hirzels Andenken im anatomischen Hörsaale des Spithals Doktor Zundel, und unter sehr zahlreicher Versammlung in der physikalischen Gesellschaft Hirzels würdiger Nachfolger, Dr. und Prof. Rahn.

IV.

Das Lied vom erſten Kinde.

Von leiſem Schlummer beſchlichen, lag
Auf Moos und trockenen Halmen
Die Mutter der Menſchen: das Morgenroth
Durchſchien ihr Obdach von Palmen.

Zum Haupte ſchlief ihr das erſte Kind
Auf weichen Gräschen und Blüthen,
Mit wölbenden Piſangblättern umſteckt,
Um es vor Thau zu behüten.

Durch Licht und Vogelſang früh geweckt
Erhob ſich, ihnen zur Seite,
Der Vater, fühlend, wie manche Luſt
Ihm Weib und Säugling bereite.

Er ſah das ſpielende Roſenlicht
Mit Wohlgefallen auf beyden,
Und nahm die wölbenden Blätter weg,
Sein Aug' am Kinde zu weiden.

Die kleine Menschengestalt, wie weich,
Wie schön! Wie ruhte so lange
Auf ihr sein zärtlicher Blick! Wie gern
Berührt' er ihr Händchen und Wange!

Ein Schwarm von süssen Gedanken strich
An seiner Stirne vorüber:
Doch schlich die Sorge sich auch herbey,
Und mahlte die Aussicht ihm trüber.

„Wie liegst du, dacht' er, so hülflos da,
„Die Gliedchen alle so schwächlich!
„Nur liegen kannst du, nicht gehn, nicht stehn!
„Ach, wie so zart, so gebrechlich!

„Noch kaum geboren vermag das Lamm
„Auf wankenden Füßchen zu stehen.
„Das jüngste Vögelchen weiß sich schon
„Geschickt im Nestchen zu drehen.

„Nur du, Abkömmling des Menschen, kannst
„Noch nichts, als Zappeln und Weinen.
„Wann wirst du wandeln? Ach, lernst du's je
„Mit diesen kraftlosen Beinen?"

Nun saß er sinnig, erinnerte sich
An Fall und Rächer, und dachte:
„Auch hier ist Strafe!" und klagte sein Leid
Der Gattinn, sobald sie erwachte.

Sie sprach: „Geliebter, verscheuche nicht
„Durch leere Sorgen die Freude,
„Die uns die Huld des Erbarmers beut;
„Der Säugling beglückt uns doch beyde.

„Sieh, langsam wächst ja das Lämmchen auf,
„Und langsam lernet die Schwingen
„Der Vogel üben; auch unserm Kind
„Wird einst das Gehen gelingen."

Der Vater merkte nun sorgsam auf,
Wie Thier' und Vögel gediehen:
Nach kurzem sah er die Nestchen leer,
Und Schäfchen die Triften durchziehen.

Kaum merklich aber gedieh das Kind,
Der Vater grübelt', und klagte:
„Ach! das ist Strafe!" Die Mutter selbst
Ward sinnig und sorglich, und zagte:

„ Ach, beſſer bedachte das Lamm der Herr,
„ Als den Entſproßnen vom Weibe!
„ Das Thierchen hat Fertigkeiten; das Kind
„ Bedürfniß bey ſchwächlichem Leibe.

„ Komm, Schmerzenſöhnchen, du liebe Laſt!
„ Gern will ich dich tränken, und tragen.
„ Doch wachſe ſchneller, und werde behend,
„ Sonſt muß ich ſorgen und zagen.

„ Sieh, gehn wir, Früchte zu ſuchen, im Hain,
„ Und brüllt der Löw' in Gebüſchen,
„ Wie neulich; oder verfolget uns
„ Die Schlange mit gräßlichem Ziſchen;

„ So liegſt du, Liebling, im Arme mir,
„ Erſchwerſt mir, laſtend, das Fliehen;
„ Und Adam zaudert, um mich beſorgt:
„ Kaum, daß wir dem Tod uns entziehen!

„ O wachſe größer, und werde behend!
„ Dann dürfen wir nimmer ſo zittern;
„ Dann folgſt du, wenn die Gefahr uns jagt,
„ Im Lauf uns, wie Schäfchen den Müttern."

Sie ſeufzte leiſe zum Herrn hinauf
Um ihres Wunſches Gewährung;
Und Adam wandelte bangen Sinns
Einher, und ſuchte Belehrung.

Bald ſtieg ein Wolkengebirg empor,
Und blendendes Feuer umwallte
die Erde, indeſſen des Sturmes Gebraus
Und Donner in Donnern verhallte.

In Fluthen ſtürzte der Regen herab,
Von Bergen rauſchend, wie Bäche.
Der Waldſtrom ſchwoll in dem Thal, und trat
Schnell über die Ufer der Fläche.

Geängſtigt bebte das Menſchenpaar,
Von wilden Waſſern begoſſen,
Auf einer kleinen Erhöhung; und ſah
Vom ſteigendem Strom ſich umſchloſſen.

Der Säugling lag in der Mutter Arm,
Von ihren Haaren bedecket.
Ach, aber wer rettet ſie aus der Fluth,
Die ihre Knie ſchon lecket?

Aus nahen Gesträuchen wartet ein Reh
Mit seinem rufenden Jungen;
Es schwamm ans Land, das Junge ihm nach;
Keins ward vom Wasser verschlungen.

„ Komm!" sprach der Vater des Menschengeschlechts,
Und bot die Hand der Erschroknen:
„ Komm, folge mir nach! In der Felsenkluft
„ Dort drüben sind wir im Troknen."

Sie wadeten hin; der Wogen Gebraus,
Der Donner schreckliches Brüllen,
Das flatternde Feuer, alles trug bey,
Das Maas des Schreckens zu füllen.

Jezt trat der führende Vater hinab
In eine trügliche Tiefe:
Er wehrte sich schnell mit jeglicher Kraft,
Daß ihn der Strom nicht ergriffe.

Die Mutter klammerte, schreyend, sich
An ihn, fast nimmer bey Sinnen:
Doch hielt sie das Kind, und vergaß sich selbst,
Um Rettung auch ihm zu gewinnen.

Dem Vater gelang es, Mutter und Kind
Mit ſich ans Ufer zu ziehen.
Da ſank ſie in Ohnmacht nieder, erſchöpft
Durch Schrecken und ſtrenges Bemühen.

Der Säugling glitt vom ſchützenden Arm
Herab ins Grüne daneben.
Und Adam trug ſie beide zur Kluft,
Und küßte die Gattin ins Leben.

Sie öffnete wieder die Augen ſanft,
Und dankt' ihm, zärtlich ihn drückend,
Und ſuchte mit Blicken, und herzte ihr Kind,
Es faſt am Buſen erſtickend.

„ Mein Schmerzensſöhnchen du liebe Laſt!
„ Ich ließ dich im Strome nicht ſinken,
„ Entſagte für dich dem Gebrauch des Arms,
„ Und mußte faſt ſelber ertrinken.

„ Wann wirſt du groß? Wann wirſt du behend?
„ Ich ſah das Reh mit dem Jungen:
„ Es ſchwamm ans Land, das Junge ihm nach,
„ Als wär ihm das lange gelungen.

„ Ach, wenn gelingt es auch dir, zu gehn?
„ Noch wankst du auf schwächlichen Füssen,
„ Indeß die Thierchen, viel jünger als du,
„ Längst keine Geschicklichkeit missen.

„ Ach gab dich der Herr zur Beschwerde uns nur,
„ Und straft er uns selber durch Gaben?
„ Erhielten wir dich, nur um Störung im Schlaf
„ Und eine Bürde zu haben?

„ Vergieb, Erbarmer, die Klage mir!
„ Gern will ich die Bürde noch tragen,
„ Doch zieh den Schwächlichen größer, und gieb
„ Ihm Kraft, sonst muß ich verzagen."

Auch Adam warf sich aufs Angesicht,
Dem Herrn Gebethe zu weihen.
Er betete: „ Gnädiger! schone, und laß
„ Den Sohn des Gefallnen gedeihen."

Des Donners Dröhnen erschütterte noch
Die Erde; es rauschten die Fluthen,
Und Wetterleuchten durchzukte die Kluft,
Wo bet:nd die Flüchtlinge ruhten.

Auf einmal erhellte, wie Morgenroth,
Ein milder Schimmer die Höhle.
Bang neigte ſich da das Paar in den Staub,
Und harrte auf Gottes Befehle.

Der Sturm verſtummte, der Donner ſchwieg,
Die Schöpfung horchte; da klangen
Die Harfen der Geiſter, ihr Lied erſcholl
In himmliſchen Weiſen; ſie ſangen:

Der junge Geiſt, dem Leib vermählt,
Verwandter mit den Sternen,
Iſt Lehrling in der Sinnenwelt,
Kann nur mit Muße lernen.
Er kennt ſein Werkzeug nicht, und mißt,
Bis Aug' und Ohr geübter iſt,
Bloß taſtend Form und Fernen.

Das Thier iſt Zögling der Natur,
Folgt angebornen Trieben:
Der Säugling weiß zu ſäugen nur,
Wird, was er ſoll, durch Ueben.
Natur belebt, und wirft ihn hin,
Geſellſchaft muß ihn größer ziehn,
Lang haſcht ſein Geiſt im Trüben.

Die Bildnerinn ſetzt ihn ans Licht
Mit Füßchen, die nur ſproſſen:
Sie haben ihre Pflege nicht,
Wie Herz und Kopf genoſſen.
Die edlern Theile pflegte ſie,
Eh ſie den Gliedern Wachsthum lieh,
Die fern vom Herzen ſproſſen.

Dem Thiere wird ſein Gang nicht ſchwer,
Es trägt ſich leicht auf vieren:
Der Menſch geht aufrecht, ſchaut umher,
Ein König unter Thieren.
Die erſte ſchwere Kunſt zu gehn,
Hebt ihn auf der Beſtrebung Höh'n,
Um höher ihn zu führen.

Ihm läßt ſein freyer Göttergang
Zum Handeln freye Hände:
Bald ahmt er nach aus innerm Hang,
Wird durch Verſuch behende,
Vertauſcht Gedanken, giebt und nimmt,
Und ſinnt, ob das, wonach er klimmt,
Ihn nicht durch Täuſchung blende.

Welch einen äußerſt feinen Bau
Hat die Natur zu führen!
Wie manch Organ muß erſt genau
Den Bildungspunkt berühren,
Bis es der junge Geiſt auch nur
Verſuchen kann, ſo manche Schnur
Des Kunſtwerks zu regieren!

O Menſchenpaar, ſo faße dich,
Daß deines Kindes Sehnen
Nicht, wie der Thiere Glieder, ſich
In ſchnellerm Wuchſe dehnen!
Nur Uebung, nur Entwiklung kann,
Allmählig jedes Geiſts-Organ
An ſeine Pflicht gewöhnen.

Zu hohen Zwecken hat Natur
Dieß Zaudern vorgeſchrieben:
Das Kind wird in Geſellſchaft nur
Zum Lernen angetrieben,
Bedarf der langen Wartung wohl,
Und lernt nur langſam, was es ſoll;
Nur Liebe lehrt es lieben.

F. X. Bronner.

V.

Ueber die Baumtrokniß

oder Verheerung der Tannenwälder im Canton Aargau, durch den Borkenkäfer.

(Ein Bericht, abgestattet dem kleinen Rath des Cantons Aargau auf Ansuchen desselben, von Herrn Zschokke, im Monat August 1803).

Vorbemerkung des Herausgebers.

Folgender Bericht des Herrn Zschokke in Biberstein über die Beschädigungen aargauischer Tannenwälder durch den sogenannten Borkenkäfer, scheint uns für deutsche und schweizerische Landwirthe, Forstverwalter und Regierungsbehörden gleich wichtig zu seyn. Seit einigen Jahren äussert sich dies Ungeziefer hin und wieder häufiger, als jemals in der Schweiz, wozu, ausser andern mitwirkenden Ursachen, sowohl

die verschiedenen auf einander gefolgten trocknen Jahrgänge, als auch der den Wäldern so verderbliche Aufenthalt mehrerer Armeen in der Schweiz zur Zeit des Kriegs, in nicht geringem Grade mitgewirkt haben mögen. Deutschland kennt seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gewalt jenes gefährlichen Insekts. Im sächsischen Erzgebürg und im Harz wurden die weitläufigsten Waldstrecken in solchem Grade durch dasselbe getödtet, daß die Bergwerke in Gefahr geriethen, nicht mehr das nothwendige Holz zu bekommen. Es wurden Preisfragen über die Vertilgungsweise des Borkenkäfers ausgeschrieben; es wurden eben so viele Mittel zu dieser Absicht versucht, als vorgeschlagen; doch ist von allen keines in dem Verhältniß bewährt gefunden worden, als eben dasjenige, welches in folgendem Bericht vorgeschlagen, und wirklich in allen guten Forstverfassungen deutscher Staaten schon gesezlich ist.

1.

Resultat einiger vorgenommenen Waldbesichtigungen.

Die ungeheure Vermehrung des unter dem Namen Borkenkäfer bekannten Waldungeziefers *), welches seit einigen Jahren auch in schweizerischen Waldungen zum grösten Schaden derselben verspürt wird, hat allerdings mit Recht die landesväterliche Aufmerksamkeit der Regierung des Kantons Aargau erregt.

In Gemäßheit der an mich ergangenen Einladung des kleinen Rathes besuchte ich den bey Arau gelegenen Gönhard und das Oberholz, wo ich im erstern,

*) Dermestes typographus Linn. – An verschiedenen Orten in Deutschland heißt er auch der schwarze Wurm. Das durch ihn in den Fichtenwäldern verursachte Erkranken und Absterben der Tannen wird die Baumtrokniß genannt.

beſonders gegen die Suhrer Rütenen, wie auch an andern Orten zerſtreut, ohngefähr 30—40 Tannen vergiftet fand. Der Schaden wird hier alſo bey gehöriger Fürſorge, in dieſem Jahre noch ohne Mühe zu hemmen ſeyn.

Furchtbarer wüthet das Inſekt in dem Bezirk von Lenzburg, wo ſchon im verfloſſenen Jahr 1802 allein in dem der Stadt angehörigen Theile des Lenzhard bey 400 Stämme vom Borkenkäfer angegriffen und verdorrt waren. Meine damahls gemachten Vorſchläge zur Minderung des Uebels konnten wegen der Zeitumſtände nicht mit der nöthigen Genauigkeit und Strenge vollzogen werden. Mein Beſorgniß, daß die Gefahr ſich in den folgenden Jahren um vieles vermehren würde, gieng in traurige Erfüllung. Die Stadt Lenzburg allein verliert in dieſem Jahre durch die Gewalt des Borkenkäfers 3—4000, wo nicht mehr, der ſchönſten Rothtannenſtämme, und lauft Gefahr, in kurzer Zeit ihren ganzen Wald verödet zu ſehn.

Im Staufner Lenzhard, und zwar in derjenigen Gegend, wo vor zwei Jahren ein ſtarker Windfall geweſen, ferner im Schaſtheimer Lenzhard, ſo wie auch in den benachbarten Tannenwäldern der Ge-

meinden Niederlenz und Ruppiswyl breitet sich das Ungeziefer, bald am Rande, bald stellenweis im Innern des Forstes drohend aus.

Noch untersucht' ich den Tannenwald von Othmarsingen, wo die Baumtrokniß ein beträchtliches Revier zu verwüsten anfängt, und ich dem Ortvorgesezten mündlich Anweisung geben konnte, wie die Gemeinde im Spätjahr den Schlag zu führen habe, um bey Vertilgung des Gewürms doch den Forst vor Windbrüchen zu bewahren, und den prächtigen Anflug dabei zu schonen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch bemerken, daß der Borkenkäfer, laut eingezogenen Berichten, sich auch in den Waldungen des ehmaligen Kantons Baden sehr vermehrt hat, so daß es fast scheinen sollte, als habe er sich aus den Wäldern des Kantons Zürich, wo man seine Verwüstungen am frühesten empfand, in weiter Linie bis gegen die Grenzen von Solothurn ausgedehnt, wo er schwächer verspürt wird.

2.

Beſchreibung des Borkenkäfers.

Dies Ungeziefer iſt ein kleiner, brauner, auch wenn er alt wird, ſchwärzlicher Käfer, von der Gröſſe eines magern, geröllten Haberkerns, und am hintern Theil des Leibes ſtumpf abgeſtuzt.*) Man findet ihn faſt

*) Er iſt nicht ganz drey Linien lang, 1 1/2 — 2 breit, braun und feinbehaart. Sein Freßwerkzeug iſt ſtark, ſchaufelartig; die Fühlfanaen ſind kurz, mit platten Kolben. Der Halbſchild, vornen erhöht, hinten abſchüſſig, überdeckt beinah die Hälfte des Leibes. Die Flügeldecken ſind nach hinten ſchräg abgeſtuzt, und daſelbſt mit kleinen Zähnen verſehen, die, wenn die Flügeldecken angeſchloſſen liegen, im Kreis herum ſtehn.

Das Weibchen, wenn es ſeine Eier legt, bohrt einen Gang durch den Splint, gräbt an den Seiten dieſes Ganges kleine Nischen, legt in jede derſelben ein Ey, und vermauert es mit Wurmmehl. Sobald das Ey zur Made wird, bohrt dieſe nicht durch das Wurmmehl, ſondern vom Hauptgang abwärts weiter. In Sulzers abgekürzter Geſchichte der Inſekten findet ſich Theil 2. Tab. 2. Fig. 4. eine Abbildung des Käfers.

immer unter der Rinde des in den Wäldern liegenbleibenden Rothtannen-Klafterholzes.

Er vermehrt sich nach meinen eigenen Beobachtungen des Jahrs zweimahl, im Frühling und Herbst. Dann legt das Weibchen jedesmahl 20—100 Eyer in den Splint, zwischen Rinde und Holz des Baumes. Aus den Eyern werden bald weisse Würmer oder Maden mit bräunlichen Köpfen, welche in erwähntem Splint nach allen Richtungen ihre Gänge bohren. Sie verwandeln sich endlich in fliegende Käfer, die ihre Wohnung im Frühjahr und wieder Ende Sommers, bis spät im Herbst verlassen, um andern Aufenthalt zu suchen und ihr Vermehrungsgeschäft zu treiben. Sie fliegen dann gewöhnlich schaarenweis beisammen. Sobald aber das Ungeziefer sich in so ungeheurer Zahl vergrössert hat, daß es nicht Nahrung genug findet, fällt es die gesündesten kräftigsten Stämme des Waldes ohne Unterschied an, wie man sich dermalen in unsern Aargauer Waldungen davon hinlänglich überzeugen kann.*)

---

*) Unwissende Landleute, denen die Erscheinung noch fremd ist, bilden sich gewöhnlich ein, der Wurm sey nicht Urheber der Krankheit des Baums, sondern ein Produkt

3.

Kennzeichen der angeſteckten Bäume.

1. In der Rinde erblikt man kleine runde Löcher von der Gröſſe eines geringen Nadelkopfes, als wären ſie mit Schrot hinein geſchoſſen.

2. In der Höhe des Stammes von 10—20 Schuh hängen hie und da einzelne, aus ſolchen Löchern gequollene Harztropfen.

3. In den Spinnweben am Fuß des Baumes findet man Wurmmehl von der Farbe der Baumrinde.

---

der Krankheit und Fäulniß. Um ſie von dieſem der Sache ſelbſt ſchädlichen Wahn zurückzuführen, kann man ihnen im Augſt und September, oder April und May den Käfer auf der That des erſten Anbohrens ertappt zeigen; man kann ſie auf vollkommen geſunde, grüne, harzreiche unbeſchädigte Tannen, welche noch ſchwer von den ſich entwikelnden Fruchtzapfen des Jahrs ſind, aufmerkſam machen, ſobald in der Rinde nur ein paar Wurmlöcher zu ſehen ſind, und ihnen den nahen Tod diſes kräftigen Stammes vorausſagen.

4. Die Tanne hat ein kränkelndes Ansehn. Die Nadeln bleichen, und fallen, wenn mit verkehrter Art gegen den Stamm geschlagen wird, zahlreicher ab.

Wenn mit dem Messer die Rinde des Baums gelüpft wird, ist sie nicht mehr fest, sondern löset sich leicht ab, ist voller Fäulniß oder schwärzlichten Unraths. In den Wurmgängen liegen Eyer, oder Maden, oder Käfer. *)

6. Ist das Holz unter der Rinde angelaufen, röthlich, schwärzlich, so ist der Baum schon trocken.

7. Die Nadeln fallen von selbst ab; die Rinde verläßt den Stamm; Holzwürmer durchschroten das Holz. Dies ist der Beweis gänzlicher Verwesung.

4.

Hilfsmittel zur Rettung der vom Borkenkäfer angegriffenen Tannenwälder.

Wenn nicht durch schleunige Vorkehrungen von Seiten der Waldeigenthümer und durch günstige

*) In einem Stück Rinde von der Größe eines Quadratschuhes fand ich über ein halbes Tausend Maden.

Naturereigniſſe dem um ſich greifenden Uebel der Baumtrokniß in den Tannenwäldern Einhalt geſchieht, ſo iſt voraus zu ſehn, daß der Schade im künftigen Jahre noch beträchtlicher ſeyn werde. Theils begünſtigt die warme, anhaltend trokene Witterung eine auſſerordentliche Vervielfältigung des Ungeziefers ſichtbarlich; theils werden unſere Rothtannenwälder im folgenden Jahr ohnehin kränkeln, da eine ungewöhnliche Saamenfruchtbarkeit, wie heuer, immer Kraftерſchöpfung und Serbung nach ſich zu ziehen pflegt.

Sie halten ſich nur allein unter der Rinde der Rothtanne auf, und keines andern Baumes *); und indem ſie den Splint, durch welchen der Stamm vorzüglich ſeine Nahrung emporzieht, nach allen Richtungen durchgraben (denn ins harte Holz hinein bohren ſie nie) tödten ſie binnen wenigen Tagen den ſchönſten Baum.

---

*) Ich erinnere mich freilich irgendwo geleſen zu haben, daß ſie im Nothfall, und beſonders wenn ſie während des Schwärmens vom Regen überfallen wurden, ſelbſt Weiſstannen und Lerchenbäume angegriffen hätten, indeſſen muß dieß eine der ſeltenſten Erſcheinungen ſeyn, wenn ſie anders ihre Richtigkeit hat.

Wenn sie einen stehenden Baum angreifen, geschieht es gemeiniglich auf derjenigen Stelle, wo der saftreiche Splint noch 2—3 Linien stark, also noch geräumig genug zu ihrer Herberge, die Rinde aber noch nicht allzudick und hart ist zum Durchbohren; gewöhnlich also in einer Höhe von 10—20 Schuh. Sie wählen aus eben dieser Ursach gewöhnlich die wachsmündigsten Tannen von 50—90 Jahren, selten sehr alte Stämme und junge Latten.

Sobald durch ihre Geschäftigkeit der Stamm erkrankt ist, folgen ihnen die Bohrkäfer, Holzböcke, Ohrwürmer und anders Ungeziefer, von welchem besonders die erstern das abgestandene Holz selbst durchschroten. *).

Die vom Borkenkäfer ganz zu Grunde gerichtete Stämme, die ihre Rinde schon in langen Lappen frey-

*) Die durch Baumtrokniß verderbten Rothtannen haben für den Instinkt der Holzwürmer einen unwiderstehlichen Reiz. Sie suchen dergleichen Holz vorzugsweise, durchgraben es stehend im Stamm (wie ich denn selbst ein Stamm solcher Tannen gefunden, welche noch die Zapfen des Jahrs an den Zweigen trugen) im Klafterholz, und in den Gebäuden, zwischen Mauerwerk.

willig fahren laſſen, haben zum Bauholz alle Kräfte verloren, modern ſchnell, werden von den Holzwürmern in Gebäuden gern aufgeſucht, und ſind allenfalls auf kurze Dauer hin, nur zum Bau im Troknen anzuwenden, wo ſie keine ſtarke Laſt tragen. Selbſt als Brennholz ſind ſie nur von ſchlechter Güte; hingegen zum Verkohlen wohl zu empfehlen. *)

Es fliegt der Borkenkäfer, geleitet von ſeinem Inſtinkt, zu allererſt in Lagerholz, und in ſolche ſtehende Stämme, welche durch Sturmwinde, oder Beſchädigung der Rinde und Wurzeln kränklich geworden ſind. **) Mancher von dieſen Bäumen würde noch leicht wieder geneſen ſeyn, wenn er nicht alsbald vom Borkenkäfer angefallen worden wäre. Die ſorgfältigſte Verminderung dieſes Ungeziefers überhaupt

---

*) Als Brennholz geben ſie verhältnißmäßig wenig Hitze und Glut; mit den Kohlen ſind hingegen die Feuerarbeiter wohl zufrieden. Die Rinde ſolcher angefreßnen Bäume iſt für die Gärberey untauglich.

**) Gewöhnlich findet man den Borkenkäfer daher am Rande der Wälder, wo der Sturm Macht hatte, oder an Bäumen, in deren Nähe Klafterholz liegt.

dient alſo zur Rettung der durch Wind, trokne Witterung u. ſ. w. krank gewordene Baumſtämme. *)

Zu dem Ende ſollten alle Gemeinden und Particularen, welche Tannenforſten beſitzen, gleichzeitig und mit Nachdruck angehalten werden, alles zu unterlaſſen, was die Erzeugung und Vermehrung des Borkenkäfers beſonders begünſtigt. Dahin gehört:

1. Daß kein Rothtannen-Klafterholz in Wäldern aufgeſtellt und gelaſſen werde, wenn nicht vorher die Rinde vom Stamm abgeſchält worden, die, wenn ſie noch geſund iſt, mit Vortheil den Gärbereyen zu überlaſſen iſt.

2. Daß diejenigen geſunden Tannenſtämme welche zu Dünkel oder andern Gebrauch in der Rinde beſtimmt ſind, ohne Verzug nach geſchehener Fällung aus dem Walde geſchaft werden.

---

*) In dem Königl. Preußiſchen Regulativ vom 26 März 1788. für Domänen Cämmerei- Stifts- und Privatwaldungen wird S. 23. daher den Entdeckern dieſes Inſekts wenn es noch Zeit zur Ausrottung iſt, eben die Belohnung bewilligt, welche bey den Feuerſchaden feſtgeſezt iſt.

3. Daß niemals ein Forſt auf der Abend- (Süd-West-) Seite angehauen werde, weil dadurch das Innere des Gehölzes dem Regenwinde blos geſtellt wird, und von ihm viele Bäume niedergeworfen, oder geſchoben und krank gemacht werden.

4. Daß das Streurechen und Sammeln des Tanngriens in den Wäldern verboten werde, weil man damit die in der Oberfläche des Bodens laufenden Wurzeln von ihrer nöthigen Bedeckung entblößt, ſie zerreißt und zu Krankheiten geneigt macht.

Auſſerdem aber müſſen noch in ſolchen Waldungen wo der Borkenkäfer ſich ſchon vorfindet und Spuren ſeiner Verwüſtungen zeigt, folgende Maafregeln mit ſtrengſter Genauigkeit ausgeführt werden:

1. Jeder angegriffene Baum wird (wo möglich mit der Wurzel zugleich) gefällt. Doch darf dieß Fällen nicht eher, als von der Mitte Oktobers an, und zwar vorzugsweiſe bey trüben, feuchten, regnichten Tagen vorgenommen werden. *)

*) Nur an keinem ſonnenhellen Tag, weil der Käfer aus den abgeblatteten Rinden davonfliegt. Bey dunkelm Himmel ſchwärmt er nicht leicht.

2. Sobald zwey oder drey Bäume gefällt ſind, muß die Rinde vom Gipfel bis zur Wurzel rein abgelöſt, und nebſt dem Mooſe, worauf etwa Brocken der vergifteten Rinde gefallen ſeyn können, auf der Stelle verbrannt werden, ſo daß keine Spur der kranken Rinde mehr im Walde gefunden wird. Man wählt aber zum Verbrennen einen ſichern Ort, reinigt rings umher denſelben von Moos und Gras, oder umzieht ihn mit einem kleinen Graben, um Feuersgefahr zu vermeiden.*) Wird aber beym Aufſammeln der Rinde nicht mit der größten Sorgfalt verfahren: ſo iſt die Mühe vergebens, indem aus einem liegen gebliebenen Neſt des Ungeziefers künftiges Jahr neue Käfer-Schaaren hervor gehn.

3. Iſt die Vergiftung des Waldes ſo ſtark, daß mehrere tauſend Stämme dadurch zu Grunde gegangen ſind, ſo ſoll man den Anfang des Niederſchlagens bey

---

*) Die Rinde giebt beym Brennen ſehr heftige Glu'. Allzuanhaltender und vieler Rauch iſt auch den umſtehenden Bäumen ſchädlich. Man brenne daher auf mehrern Plätzen jedesmahl nicht allzugroſſe Maſſen. Wie leicht ein Wald bey unvorſichtigem Rindbrennen angehn kann, hat man im Harzgebürg Beiſpiel gehabt.

denjenigen Bäumen machen, welche erst seit kurzem angesteckt, noch nicht ganz abgedorrt sind, weil sie nicht nur die meisten Eyer und Würmer enthalten, sondern auch, noch zur rechten Zeit gefällt und geschält tüchtiges Bauholz abgeben können. Ihre Kennzeichen sind oben im dritten Abschnitt No. 1—4. angegeben. Ganz vertroknete Bäume, deren Rinde schon von selbst abzufallen anfängt, und keine Käfer mehr beherbergt, werden zuletzt geschlagen, und nur zu Brenn- oder besser zu Kohlholz verwandt.

4. Sind auf der Abendseite eines angesteckten Waldes, oder überhaupt am Rande desselben unbeschädigte Tannen, oder auch Bäume andrer Art; so sollen diese sorgfältig zum Schutz gegen den Wind für die hinterstehenden Bäume geschont werden.

5. Ob es nun gleich mancher Gemeinde schwer ankommen würde, in ihrem Walde oft so viele, und zuweilen die schönsten Bauhölzer abtreiben zu müssen: bleibt ihr doch kein andres Mittel, den übrigen gesunden Theil des Forsts und die Wälder der Nachbaren vor der Ansteckung zu bewahren. Zudem würden auch die vom Borkenkäfer angegriffenen Stämme ohnehin

in geringer Frist abdorren, und zum Bauholz gänzlich unnütz werden, der Schade mithin nur um so grösser seyn, wenn man sie auch noch eine Weile stehn liesse.

5.

Wiederherstellung der verödeten Waldung.

Da einige Gehölze durch Baumtrokniß sehr zu Grunde gerichtet sind, und durch das einzelne Auslichten den Winden sehr preisgegeben worden: so ist es nothwendig, daß die Gemeinden zum Besten ihrer Nachkommenschaft den Rest der Holzungen aufs möglichste schonen, und alles zur Wiederherstellung derselben vorkehren.

1. Wo sehr viele angesteckte Bäume haben geschlagen werden müssen, sollen die Gemeinden dieselben an einem kühlen und dabei trockenen Ort unter Bedachung aufbewahren, daß sie vor Regen gesichert und von der Luft durchstrichen werden können. Sie müssen auf 2

Fuß hoch Unterlagen vom Boden, und durch Queerhölzer von einander abgesondert werden. Zur Erhaltung der Dauer des Holzes ist es nützlich, wenn man es jährlich mehreremahl, zumahl bey feuchtem Wetter räuchert, wodurch die Härte vermehrt, und der Holzwurm abgehalten wird. Auch ist es rathsam solche Bauhölzer vorher vierseitig behauen zu lassen.

2. Eben so können auf mehrere Jahre hin Niederlagen von Klafterholz zum Brennen und Kohlenvorräthe angelegt werden.

3. Da in diesem Jahr die Rothtannen vorzüglich saamenreich sind, ist den Gemeinden zu empfehlen, Saamenvorräthe einsammeln zu lassen. Man bricht die Zapfen erst im Hornung von den Zweigen, legt sie auf einen trockenen Estrich, rührt sie täglich einmal um, daß die Saamenkörner herausfallen; reinigt das Waldland von Gras, Gebüsch und anderm Unkraut und streut den Saamen Anfang Märzes an den kahlen Stellen des Waldes auf die Oberfläche des Bodens. Man wählt zum Ansäen vorzüglich feuchte Witterung, oder einen Tag nach dem Regen.

VI.

Abendspaziergang.

Im Oct. 1783.

Ach wie einsam und lieb! die Bäume des zirkelnden Luftgangs
Schon verdünnert an Laub, Gräser und Laub so entfärbt!
Wieder zischelt ein gelbliches Blatt und ein rothes hernieder.
Unaufhaltsam befällt mit den Gebilden des Herbsts
Ernstes Gefühl mich: mein herbstliches Alter, wie fängt michs zu streifen
An, was sinket nicht all schon aus dem Lebenstrieb hin!
Was ich war, und was ich nun bin! O laß noch nicht ganz mir
Vor dem schwimmenden Aug stehn mein gealtertes Ich.

Auf will ich ſchaun an das ſanfte Gewölk in Oſten und Weſten,
In die röthliche Wolk' und in die Bänder von Blau,
Zwiſchen den gelben Streifen am Himmel ob falbem Gebirge,
Schaun (zu ſtützen den Muth) hier die hellgrünende Saat,
Dort im Geiſte die kräftigſte Traube, die noch am Geländer
Ausgekocht ſich hält, oder im Laube verbirgt;
Und die letztgereifte Birn', und die herbſtlichen Blumen,
Zwar von mattem Geruch, immer ein wenig doch lieb.
Und jetzt wieder die Bäume hinauf! Wie ſtehn ſie getroſt da,
Laſſen ruhig und ſtark ſinken ihr Blättergewand,
Strecken den Wipfel gerad' empor, und ſtrecken die Arme,
Unbeſorgt um den Froſt, der mit dem Winter ſich naht!

„ Komm er, sagt mir der Wald, die Gemeine vielarmiger Bäume:

„ Wir behalten das Grün, die wir bedürfen des Kleids:

„ Wir verlieren das Grün, wir, die der Schöpfer gestärckt hat,

„ Mitten im wintrigen Sturm nackt uns zu decken mit Schnee,

„ Bis der Lenz uns alle verjüngt, und neu kleidet uns alle."

Stärke nur so dich, mein Herz, wenn dich dein Winter beschleicht!

Joh. Tobler, Archidiakon in Zürich.

VII.

An Herrn Ludwig d'Affry,
Landammann der Schweiz,
bey ſeiner Ankunft von Paris in Bern den 28. Febr. 1803.

Kaum verrauſchte der Sturm. Erſter der fremden Wahl!
Bangend ſteht noch Dein Volk, ſieht Dich, ein Goldgewölk,
Glanz der weſtlichen Sonne
Wiederſtrahlend, am Horizont.
Horch, ſie fragen ſich ernſt: „Wird es wohl Seegen thaun?
„Oder ſchwebt es heran, Schloſſen herabzuſtreun?"
Erſter, hörſt Du die Sorge?
Willſt Du, daß ſie in Luft ſich löst? —
Kommſt Du, edelgeſinnt, Retter und Genius
Deines Volkes zu ſeyn; theilet Dein Vaterarm
Recht und Vortheil mit gleicher
Waage jedem der Kinder zu;

Stürzt Dein strafender Blitz nur auf des Frevlers
Haupt;
Birgt kein Zwielicht der Gunst Werth und Talente
Dir;
Pflegst Du treulich den Oelbaum
Und den Weinstock der Einigkeit;
Hält den reissenden Strom, welcher mit Uebermacht
Herbraust, und das Gefild Tells zu verschlingen droht,
Deiner Weisheit Aegide
Von der schwachen Umdämmung ab;
Oder leitet Dein Geist (wirft das Verhängniß es
Doch zum Raub' hin) die Fluth wenigstens schnell
umher,
Daß der Garten nicht Wildniß
Wird, bevor er umflossen ist;
O! so zähle darauf, Erster der fremden Wahl!
Auch die Herzen entglühn Dir, und Du glänzest als
Erstgewählter der Liebe
Und des dankbaren Vaterlands.

F. X. Bronner.

VIII.

Wie erhob ſich das weibliche Geſchlecht aus der ſclaviſchen Erniedrigung zur Vergötterung?

Die Maſſageten, die Troglodyten, Ichtyophagen, Britten, Scythen erlaubten ſich eine beſondere Art von ehlicher Verbindung. Beym Mangel an allgemeinen politiſchen Banden traten zehn bis zwölf Männer in ein Schutz- und Trutzbündniß, und dieſe Verbindung befeſtigten ſie dadurch, daß ſie in ihren Schooß eben ſo viele Weiber zu gemeinſchaftlichem Dienſte aufnahmen.*) Unter dieſen, ſo wie unter den nordiſchen Völkern überhaupt, erhob ſich zuerſt das weibliche Ge-

*) Herodot B. 1. Diodor. B. 1. Cäſar de bello gallic. B. 5.

schlecht zu höherer Würde. In solcher gemeinschaftlichen Ehe nemlich wurde kein Weib ausschliessend die Sklavin nur eines einzelnen Mannes; gegen die Mißhandlung des einen fand es Schutz bey dem andern. Hierzu kam noch, daß die Kinder um so viel mehr der Mutter anhiengen, je weniger sie den eigentlichen Vater kannten; an diesen Kindern, vorzüglich an den heranwachsenden Söhnen erzog sie sich neue Beschirmer. Unvermerkt verbreitete sich die Achtung gegen die weibliche Familie über das ganze Geschlecht. Auch nach Abschaffung der sonderbaren ehlichen Einrichtung, dauerte sie als ehrwürdiges Herkommen fort. Die Achtung, deren die Weiber genoßen, erhob ihr Selbstgefühl, und je länger je mehr erweiterte sie den Kreis ihrer Wirksamkeit. An des Geliebten Hand focht die Geliebte im Kriege, und den Verwundeten heilte sie mit der Chinarinde des Eichbaums; unvermerkt schrieb man der sorgsamen, feinsinnigen Gehilfin prophetische Vorahnung und wohlthätige Zauberkraft zu. Welche Seherinnen! Mit Dolchen durchbohrten sie die Kriegsgefangenen, kosteten ihr Blut, weissagten aus der Beschaffenheit des Blutes die Kraft oder Kraftlosigkeit der Feinde. Welche Zauberinnen!

Sie führten ihre Liebespfänder in die Nähe der Feldschlacht, ermunterten durch Geschrey die Männer zum Kampfe, und trieben die Flüchtigen wieder ins Treffen, indem sie die Memmen durch Hinstreckung der Schürze beschämten. *) Als Orakel zog man weise Frauen, z. B. Velleda, Gannä, Alrauna zu Rathe. Bey fürchterlicher Entzweyung unter den celtischen Heeren, traten zwischen die Krieger kluge und entschlossene Weiber. Daher die Gewohnheit, sagt Plutarch, daß man weise Frauen zu Rathe zog, so oft es um Krieg oder Frieden zu thun war. **)

Eine günstige Epoche war für das weibliche Geschlecht die Einführung des Christenthums. Es sezte die Weiber in Gleichheit der Menschenrechte mit den Männern; es erhob beym Altar- und Tempeldienste vergötterte Weiber, die Mutter Gottes und zahlreiche Märtyrinnen mitten unter die Chöre der Engel, es erklärte sie zu Fürbitterinnen des Menschengeschlechts

*) Tacit. Hist. IV. 16. de morib. germ. VIII. Polyän Stratag. VII. Florus III, 3. IV, 12. Ammian Marcellin XXXI.

**) Plutarch de virtut. mulier. VI.

und zu Schuzgöttinnen der Kirchen und Völker, es weihte dem Dienste des Himmels nebst dem männlichen Klosterorden auch weibliche.

Aber der glänzendste Zeitraum für weibliche Hoheit und Würde waren die Kreuzzüge. Derselbe Schwärmergeist, der die christlichen Argonauten zur Eroberung des heiligen Grabes entflammte, begeisterte herumirrende Ritter zur Beschützung der in der Heimath verlassenen weiblichen Schönheit und Unschuld. Diese christlichen Ritter bildeten sich nach den arabischen.*) Wechselweise versezten sich die jungen Söhne des Adels von einer Ritterburg zur andern; sie dienten zu Knappen und Schildträgern, zu Bürgen und Geiseln; im Umgange der Burgfrau und Burgfräulein gewöhnten sie sich an zärtlichere Achtsamkeit gegen das schöne Geschlecht; in solchem Umgange veredelte sich das Liebesgefühl unter der Würze des Geistes und feinere Empfindungen, theils durch Religiosität theils durch den Ehrenpunkt erhob es sich zu jener ritterschaftlichen Galanterie, zum

*) Man sehe St. Palaire, Niebuhr, wie auch den arabischen Geschichtschreiber Alvacedi.

ſchärmeriſchen abgöttiſchen Dienſte gegen die Gebieterin oder Königin des Herzens: Süß waren zum Dienſte und zur Ehre für dieſe die ſchwerſten Liebesproben, die gröſten Aufopferungen, die blutigſten Kämpfe, die gefährlichſten Turnierſpiele. Den Charakter dieſer eben ſo zärtlichen als heroiſchen Liebe kennt man aus den Minnegeſängen und Ritterromanen.

Gleichwie nach Erlöſchung der innern Herzensreligion ſich immerfort noch der äuſſere Cultus, ſo erhält ſich auch nach Erlöſchung des ritterſchaftlichen Geiſtes immerfort noch gegen das ſchöne Geſchlecht ein äuſſerer Scheindienſt. Galanterie erhält ſich zur Liebe, wie Heucheley zur Andacht.

Je mehr ſich die Gottheiten mit den Sterblichen, und die Weiber mit den Männern vertraut machen, um ſo viel weniger behaupten ſich jene bey dieſen im geheimnißvollen göttlichen Anſehn.

Nach Brantome war es die Königin Anna von Bretagne, welche zuerſt einen Hof von Damen einführte, und zwar ſehr zahlreich und unter ganz freyem Zutritte; nach Varillas begann zwangloſer der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern unter der Regierung Franz I. Indeß ließ ſich auch ſchon Ludwig XI. öfters

von den Großen des Reiches bewirthen, und zwar in Gesellschaft nicht nur von adelichen Weibern, sondern auch von bürgerlichen. *) Aus demselben Grunde, warum dieser König mit bürgerlichen Personen frey und vertraulich umgieng, nemlich zur Herabwürdigung des Adels, schlos solche Personen hernach Heinrich IV. von Hof aus, nemlich zur Niederdrückung des republikanischen Volksgeistes. Die Kluft, die sich seither je länger je mehr zwischen den verschiedenen Ständen aushölete, entfernte vom Hofe je länger je mehr prunklose Freuden, Freuden der Natur und des Herzens. Schlechter Ersatz für dieselben waren unter der Regierungen der Königinnen aus dem Hause Medicis, und unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans das immer wachsende Gepränge; nicht weniger schlechter Ersatz die unter Ludewigs XVIten Gemahlin mit dem ungeheuern Gepränge verbundene ungeheure Sittenlosigkeit. Während daß sich Tänzerinnen und Schauspielerinnen zu Hofdamen und Prinzessinnen erhoben, würdigten

*) Bianeul-Marville (Clarence) Melange, d'hist. et de Litt. Vol. 3. S. 277— 280.

ſich dieſe zu jenen herab. Um ſich noch einige Hoheit und Würde zu geben, näherten ſich einzelne Damen eben ſo der männlichen Würde, wie ihre galliſchen und germaniſchen Ur-Mütter; ſo wie dieſe ſich durch Heldentugenden und Sehergeiſt, ſo zeichneten ſich jene durch Talente und Kenntniſſe aus; ſo wie die Urmütter aus Feindesblut Sieg oder Tod weiſſagten, ſo verkündigen die Enkelinnen den Werken der Kunſt und des Genies entweder Tod oder Unſterblichkeit; ſo wie jene ſich den Helden durch geheime Heilmittel und wieſe Orakelſprüche ehrwürdig machten, ſo machen ſich dieſe den Schöngeiſtern und Zierlingen theils durch diners und soupers, theils durch Epigrammen und Einfälle ehrwürdig. Aber kein Heroismus, weder der alte kriegeriſche noch der heutige kunſtrichteriſche, giebt dem Weibe ſo hohen und ſüßen Werth, als häusliche Tugend; ſie, verborgen zwar und ohne glänzenden Opferdienſt, aber ſelig belohnt durch ſich ſelbſt.

Nicht ungewöhnlich war es in Medien, daß eine Frau ſich ein Serail von Männern hielt; eben ſo wenig ungewöhnlich iſt nach Hamiltons Zeugniß eine ſolche Sitte an den Küſten von Malabar; in den Gegenden von Calicut giebt es vornehmere Weiber-Ka-

ſten, welche die Schaar ihrer Männer als Sklaven behandeln. Von den Weibern auf den ladromiſchen Inſeln erzählt man, daß ſie ihre Männer nach Belieben züchtigen, zum Faſten verdammen, wegjagen. *) Wenn alles dies ungereimt ſcheint, iſt es denn weniger ungereimt, daß eine Schaar Männer, Männer mit Anſprüchen theils auf höhern Geiſt theils auf edleres Gefühl ſich von dem Bureau d'eſprit einer Sultanin über dasjenige, was wahr, gut und ſchön ſeyn ſoll, unbedingt Geſetze vorſchreiben laßen?

---

*) Strabo B. 2. Joh. Millar the Origin of the diſtinction of Ranks.

IX.

Joh. Caſpar Lavater

an

Albrecht Stapfer,

(damaligen Miniſter der Wiſſenſchaften)

über das gegenſeitige Verhältnis

der Kirche und des Staats.

Vorbemerkung.

Einer der härteſten Vorwürfe, die man der helvetiſchen Regierung gemacht hat, und derjenige, womit man unterm Volke am mehrſten zu wirken hoffte, betrifft ihr Benehmen gegen die Kirche und deren Diener. Sie ſollte mit nichts weniger als mit einem Ausrottungsplane gegen das Chriſtenthum umgegangen

seyn, und da sie sich nicht getraute, sogleich mit denselben ans Licht zu tretten, die Trennung der Kirche vom Staate, als ein Mittel benutzt haben, worauf sogar die Constitution durch die Vorschrift einer unbedingten Religions-Freyheit hinzuführen schien. Wäre einmal das Glied vom Körper abgelößt — also ließe man die Urheber des Planes schließen — so würde es durch Mangel an Nahrung und an Zufluß von Lebenssäften bald von sich selbst absterben. Den Erfindern dieses Märchens mochte das nemliche wiederfahren seyn, was dem Lügner in der Fabel; sie endeten damit, dasjenige zu glauben, was sie als eine Folge des gegen die Einheitsregierung angenommenen Verläumdungssystems selbst ausgesonnen hatten. Indessen haben sie damit der Consequenz dieser Regierung mehr Ehre erwiesen, als sie wirklich verdient, um soviel weniger aber der historischen Wahrheit, um die sich der Geschichtssammler allein zu bekümmern hat.

Die Geistlichkeit führte während der Revolutions-Zeit eine doppelte Klage, die eine über das Zurückbleiben ihrer Besoldungen, die andere über die Verminderung ihres Einflußes. Ohne zu untersuchen,

in wie fern die letztere an sich selbst gegründet war, so konnte dieselbe doch nie gegen die Regierung gerichtet werden, indem nicht sie, sondern die Verfaßung, die nicht ihr — sondern deren Werk sie war — die Religionslehrer ohne Unterschied von allen politischen Rechten ausschloß und ihnen den vorher besessenen Antheil an der Consistorial-Justiz und der damit verbundenen Polizey entzog — hingegen gereicht es der helvetischen Regierung allerdings zum Vorwurfe, daß sie durch die unzeitige Einstellung der Lehensgefälle sich ausser Stand setzte, die Geistlichkeit ordentlich zu besolden; allein wenn man dahinter irgend eine Absicht von Beeinträchtigung oder Schmählerung suchen wollte, so könnte man eben so gut sagen, die Regierung hätte bey jener Maaßregel die Untergrabung ihrer eigenen Existenz zum Zwecke gehabt, denn diese hat durch die plötzliche und nicht ersetzte Versiegung der ergiebigsten Hülfsquellen immer so viel gelitten, als der Wohlstand jener Klaße nur leiden konnte. Aber auffallend ist es und verdient als ein Charakterzug der Letztern bemerkt zu werden, daß sie das Zurückbleiben ihrer Einkünfte lange nicht so geschmerzt hat, wie die zwar nu

äußere Beschränkung ihres Einflußes, denn da wo demselben persönlicher Werth zum Grunde lag, ist er während der Revolution eben so ungehindert ausgeübt worden, wie vor derselben.

Wenn die Thatsachen, die man der helvetischen Regierung in Beziehung auf die Kirche zur Last legen könnte, weder einen feindseligen Plan gegen dieselbe, noch die Absicht verrathen, ihre Verbindung mit dem Staate, sey es durch Emanipation oder Verstoßung aufzulösen, so beweißt hingegen ihr Benehmen in den wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten, daß sie das bisher bestandene Verhältnis unverändert erhalten wollte. Oder war es etwa dem Grundsatz der Trennung gemäß, daß durch eines der frühesten Decrete die Besoldung der Geistlichkeit für eine unmittelbare Staatsausgabe erklärt ward? Und wie läßt sich's mit diesem Grundsatze reimen, daß die Regierung mit Bloßgebung ihrer Popularität sich den Anmaßungen der Gemeinden, die überall ihre Religionslehrer selbst ernennen wollten, fortwährend widersetzte, und deren Ernennung durch die Verwaltungs-Kammer, folglich in ihrem Nahmen

vornehmen ließ, während dem doch dieſe Gemeinden die integrirenden und zwar die einzig ſichtbaren Theile der Kirche ſind? Wäre ſie weniger für das Wohl der letztern beſorgt geweſen, ſo hätte ſie dieſem von jeher dem Volke einwohnenden aber durch die Revolution noch verſtärkten Hange nachgegeben, und damit den geiſtlichen Stand in eine Abhängigkeit verſetzen laſſen, die ihn ganz anders als die Entziehung politiſcher Rechte, welche am Ende doch nur von dieſer Welt ſind, ſeines Anſehens und Einfluſſes beraubt haben würde.

Wer hierüber noch Zweifel haben kann, dem mag das folgende Aktenſtück vollends die Augen öffnen. Wir ſehen hier einen Mann, der von Freunden und Feinden für einen Hauptpfeiler der Kirche geachtet ward, den Grundſatz ihrer Trennung und der daraus folgenden Wahlfreyheit der Gemeinden gegen den Vorſteher des geiſtlichen Departements auf's lebhafteſte verfechten und in Schutz nehmen; was, wenn auch nichts weiters, doch wenigſtens zweyerley beweiſt, erſtens: daß jener Grundſatz nicht

derjenige dieſes Vorſtehers und der Regierung, aus deren Autorität er handelte, war, und zweytens: daß man einen ſolchen Grundſatz allenfalls auch in anderer Abſicht als zur Ausrottung und Vertilgung des Chriſtenthums hätte annehmen und befolgen können.

Freyheit. Gleichheit.

Lieber, guter, herzlicher Stapfer!

Oh daß ich doch zu Ihnen hineilen, und Sie allervörderſt recht brüderlich umarmen könnte, für Ihr blitzgleiches Schreiben, die Lehrer Wahlfreyheiten chriſtlicher Gemeinen betreffend. Wenn Sie in meiner Achtung für Sie gewinnen könnten, ſo hätten ſie durch das Feuer und das lebendige Intereße, welches Sie für das Beſte unſers neuen Staates beſeelt noch mehr gewonnen. Oh könnt' ich doch zu Ihnen hineilen, um mich mit Ihnen über dieſen allerwichtigſten Punkt ganz auszureden, ganz in's Klare und Reine zuſetzen — ich würde gewiß weniger als Prediger, am allerwenigſten, als Pfarrer beym Peter mit Ihnen ſprechen — Als ſolcher muß ich freylich auch die Rechte meiner Gemeinde, die mir die allernatürlichſten zu ſeyn ſcheinen, mit gleicher Kraft und Beſcheidenheit zu verfechten ſuchen — Aber wahrlich, mein Lieber,

bloß aus Geradesinn, oder, wenn Sie wollen, aus rein moralischer, reinphilosophischer, mir höchstlumi-nöser Politik, das ist, zufolg unserer aufgestellten philosophischen Staatsprinzipien, muß ich, Sie zehnmahl größerer Philosoph, als ich zu seyn, mir anmaßen darf, dringend bitten sich von dem einfachen Gesichtspunkt nie zu entfernen, aus welchem diese höchst einfache Sache, meines Bedünkens, ganz allein angesehen werden soll — wir dürfen schlechterdings nichts böses thun, damit etwas gutes daraus erfolge — Und was, mein Lieber, ist böse, wenn nicht offenbare Abweichung von den aufgestellten philosophischen Prinzipien von vollkommener Religionsfreyheit, von der durchaus unvermischbaren Verschiedenheit religioser und politischer Gesellschaften, insofern die religiosen Lehrer und Gesellschaften dem Geiste der Konstitution und der Gesetze, auf keinerley Weise entgegen sind? Offenbare Abweichung von solchen Prinzipien, die dem Charakter der Weisheit, und das Gepräge der Vernunft in sich selbst haben, ist in meinen Augen ein viel größeres Uebel, als alle die Uebel seyn mögen, die aus Be-

folgung unwiderſprechlicher Grundſätze hier und dort vorübergehend entſtehen mögen, und denen ſo leicht durch moraliſche Mittel entgegen gearbeitet werden kann — dahingegen für die Abweichung von notoriſchen und anerkannten Vernunftsprinzipien mir keine Vergütung möglich zu ſeyn ſcheint. Wir wollen Beyde daſſelbe, lieber Stapfer, wollen beyde dem Aberglauben, der Unſittlichkeit, der Barbarey möglichſt zuvorkommen, und die Verbreitung blos ſinnlicher, unmoraliſcher Religionen, unmöglich machen; aber wir dürfen uns hiebey ſchlechterdings kein Mittel erlauben, das jeder unbefangene und konſequente Menſch als einen Dolchſtoß in das Herz der Konſtitution anſehen muß.

Dürften die Juden, wenn Ihnen das helvetiſche Bürgerrecht geſchenkt würde, nicht einen Vorſteher Ihrer Synagoge, einen Rabbi, welchen Sie wollten wählen, ohne darüber irgend eine Behörde zu fragen, welche es auch immer ſeyn mögte, ohne dafür irgend einer Regierung im allermindeſten reſponſabel zu ſeyn. So lange der Rabbiner nichts Staatwidriges vortrüge, ſo hätte die Regierung wohl nicht das mindeſte über ſeine Wahl oder ſein Bleiben zu diſponiren. Moraliſch,

aber bloß moraliſch, und durchaus nicht, weder phyſiſch noch politiſch, darf der Staat auf dieſe Wahl einwirken, ſo lang' er nicht als ein jüdiſcher Staat angeſehen ſeyn will. Unſer Staat will, als Staat, durchaus nicht als religiös angeſehen ſeyn — er iſt nicht chriſtlich und nicht jüdiſch, nicht reformiert, nicht katholiſch, weder lutherſch, noch Herrnhuterſch — woher hat er denn das allermindeſte Recht, ſich in die Wahlen der Vorſteher und Lehrer dieſer religioſen Sozietäten zu mengen? Mir iſt ſchlechterdings unbegreiflich, wie ein aufgeklärter philoſophiſcher und konſequenter Kopf, den diametralen Widerſpruch nicht klärer als klar einſehe. Zwiſchen den beyden Sätzen: "Die Religion, mithin auch die Reli„gionslehrer, ohne welche es ſich keine „religioſe Geſellſchaft denken läßt, iſt, „in ſofern nichts Staatswidriges ge„lehrt oder begonnen wird, vom Staat, „als Staat, durchaus unabhängig — der „Eine Satz."

Und der andere Satz: "— Die wahlweiſe „der Vorſteher und Lehrer dieſer reli„gioſen Sozietäten, ſoll nicht und zwar

„ nicht ganz allein, von diesen Sozietä-
„ ten abhängen." Die Regierung — ich will nicht sagen, ein "Finanzrath, in deßen Departement „ diese Sache nur auch unter keinerley Namen ge- „ hört, soll das Recht haben diese Wahlen auf irgend „ eine Weise politisch zu bestimmen." So müßte die Regierung also auch das Recht haben bey der Wahl aller Präsidenten von litterarischen, ascetischen, wohlthätigen, Kaufmännischen, wirthschaftlichen, pietistischen, Herrnhutischen, Menonitischen Gesellschaften, politisch wirksam zu seyn, und wo wollte man denn dieser politischen Wirksamkeit, und diesem eigentlichen Gewißenszwang Gränzen sehen?

Sie, lieber Bruder, und inniggeschäzter Freund, sind gewiß auch weit davon entfernt, mir die Einwendung zu machen: "Der Staat besoldet die „ Lehrer, sollte er nicht auch zu der Wahl „ derselben ein Wort mitsprechen zu „ haben?" Ich läugne die Thatsache: Der Staat besoldet die bisher etablirten Religionslehrer nicht als Staat — er bezahlt nur als Debitor, eine Schuld, eine rechtliche Vergütung, für das, was er ihm, Gott weiß, mit welchem Recht, von dem

ihm seit Jahrhunderten von der frommen Vorzeit bestimmten Eigenthum entzog. Entzieht er ihm von diesem Eigenthum Einen Heller, ohne seine ungezwungene Einwilligung, so verstößt er, und wenn es auch aus den besten Absichten geschehen sollte, gegen die unwandelbaren Regeln der unverletzlichen Gerechtigkeit. Diese unerläßliche Schuldbezahlung (anders ist diese Besoldung nichts) kann ihm, meines Ermeßens, nicht das allergeringste Recht geben, sich in die Wahlen der Lehrer zu mischen. — Als moralischer Staat kann und muß er wünschen, daß die Religionslehrer die moralischten und vortreflichsten Menschen seyen, so wie Er wünschen muß, daß jeder Hausvater ein Muster der reinsten Moralität sey, und daß er ein Muster der reinsten Moralität zu seiner Gattin gewählt haben möge. Und obgleich er durch politischen Einfluß unzähligen unglüklichen Ehen vorbeugen konnte, so darf er doch dem freyen moralischen Spielraum bey der Wahl der Ehegatten, nicht das mindeste positive, Gewalthätige entgegen setzen, wofern bey dieser Wahl nichts gesetzwidriges mit unterläuft. Das Unendlich Nützliche dieser Entgegensetzung, was in hundert Fällen gar nicht bezweifelt

werden konnte; giebt ihm kein Recht zu dieser Entgegensetzung, so wenig ein Vater politisches Recht hat, seinem majorenen Kind die freye Wahl eines allenfalls unmoralischen Ehegatten zu verbieten, so schrecklich auch die moralischen und ökonomischen Folgen dieser Heyrath im einzelnen Fall ihm scheinen mögen: gewaltthätiger physisch-politischer Eingriff in diese Wahlfreyheit wäre ein viel schrecklicheres Uebel, als eine hie und da mißglükte Heyrath seyn mag. Ich lasse mich also durch keine Schrekniße von den übeln Folgen der Lehrerwahlfreyheit erschreken — solche Uebel vergüten sich von selbst.

Eine übelwählende Gemeine wird schrekend warnendes Beyspiel für viele, wie eine unvernünftige Verehligung, welche sich selbst vor aller Welt exemplarisch bestraft, von hundert vernünftigen Vätern und Freunden als ein warnendes Schreckbeyspiel mit Nutzen erzählt wird.

Und dann, lieber guter Minister, lasset uns doch eine Hauptsache nicht vergessen: so lange Kirchengemeinden oder christliche Sozietäten in einem Staate seyn werden, so werden die Lehrer derselben unter sich in einer brüderlich christlichen Verbindung stehen—

Sie werden sich zu einem moralischen Aufsichtskorps unter sich selbst organisieren. Sie werden sich gegen einander verpflichten, (wenigstens wird dieß gewiß in unserm Canton geschehen) einander zu visitieren, die würdigsten Männer in der Gemeinde über das Betragen Ihrer Lehrer zu befragen, Sie werden von benachbarten Pfarrern Zeugniße einzuziehen suchen, und jedes Mitglied der sich selbst organisierenden Synode wird sich unter der moralisch anerkannten Strafe der Unwürdigkeitserklärung im Fall erwiesener unsittlichen oder Konstitutionswidriger Handlungen der Disciplin seiner Brüder unterziehen; wie vielen tausend Uebeln könnte durch eine wohleingerichtete Bruder-Disciplin, welche doch wohl durchaus einzuführen nicht zu schwer wäre, vorgebogen werden.

Ich wiederhohle, lieber Stapfer, unser beyder Zwek ist durchaus derselbe — also werden wir uns wohl über die Mittel, als konsequente Männer leicht vereinigen können, wir werden es einander auch bald begreiflich machen, daß man zu unsern moralischen Zweken, ur möglichsten Vervollkommnung moralisch religioser Sozietäten, bloß religios-moralische Mittel, und durchaus keine politisch-physischen brauchen darf — so bald man

diese brauchen und die Kirchlichen Sozietäten wieder unter den Einfluß des Staats stellen, und also mit politischen Behörden wieder politisch verbinden würde, so würde man nicht nur wie oben schon gesagt, dem Geiste der Konstitution zuwider handeln, sondern die christlichen Sozietäten gewissermassen logisch nöthigen, sich nicht mehr bloß als reinmoralische, sondern als politische Kommunen anzusehen — und das können Sie doch nicht wollen. Ich mag mich nicht unter allen konstituirten Gewalten und Behörden umsehen wo ich will, ich kann mir keine von allen denken, die auch nur mit einigem Scheine von Schicklichkeit, als mitwirkend zur Wahl der Christen- oder Judenlehrer, reformierter- oder herrnhutischer Brüdergemeinden politischen Einfluß haben könnte. Sie müßen sich, lieber Minister, den Fall klar vor Augen stellen, daß wir bald neue moralische Gemeinden in Helvetien haben werden, (welche zwar ihre Lehrer selber besolden müßen, weil sie auf die Fonds der bisher etablirten Gemeinden, die von der Vorzeit, das ihr ausdrüklich bestimmte, durch die Hand der Fonds übernehmenden Regierung, unter einer andern Gestalt wieder erhalten keinen Anspruch machen können.)

Diese werden sich gewiß unter kein politisches Joch in Ansehung der Wahl ihrer Vorsteher fügen, — und unser, der etablirten Christengemeinden Lehrer-Wahlrecht, das von purmoralischer Natur ist, völlig wie das Wahlrecht eines Ehegatten eines Kindererziehers, (aus welcher Wahl doch auch viel Uebels für den Staat entstehen könnte) unser Recht, sag' ich, sollte geringer seyn, als künftiger neuer Gemeinden?

Ich könnte, lieber Stapfer, noch mehr Gründe für die absolute Lehrer Wahlfreyheit jeder christlichen oder nicht christlichen Religionssozietät anführen, wenn ich Zeit hätte, und nicht fürchten müßte Sie zu ermüden. Nur Einen Gedanken kann ich nicht unberührt lassen, wenn alles was ich sagte und sagen könnte, und was mir logisch und politisch schlechterdings unwiderlegbar scheint, und alles, was Ihnen selbst zu Gunsten meiner Meynung beyfallen muß, nicht hinreichend seyn sollte, Ihre edelmüthigen und preiswürdigen Besorgniße, für die ich Sie als moralischer Mensch segnen möchte, verschwinden zu machen oder zu besiegen, so darf ich wohl in Ihren Freundes-Schoos ausschütten den herzlichen Wunsch, daß Sie einen kleinen Congreß sehr verständiger

Religionslehrer bey ſich veranſtalteten, welche ihre Gedanken ſorgfältig und brüderlich zuſammen trügen, ſowohl über das abſolute, undisputierliche, der Natur der Sache, und dem Geiſte der Konſtitution gleichgemäße Lehrer-Wahlrecht chriſtlicher religioſer, moraliſcher, aſcetiſcher, litterariſcher Sozietäten, als über die Mittel, das heißt, über die bloß moraliſchen Mittel, allen üblen und unmoraliſchen Folgen dieſes allernatürlichſten Wahlrechts vorzubiegen, wenn moraliſche Mittel möglich ſind (und dieß glaub' ich ganz gewiß.) Moraliſche Mittel, die auf alle Arten Sozietäten gleich anwendbar ſind, ohne den Rechten und Freyheiten einer einzigen zu nahe zu tretten, wozu ſollen denn phyſich-politiſche Mittel, von welchen ſo leicht zu erweiſen wäre, daß ſie auf eine Menge Sozietäten, welche ſind, oder entſtehen könnten, durchaus unanwendbar ſind.

Sie ſehen aus dieſem allem verehrungswürdiger, innig und ewig lieber Stapfer, daß ich durchaus nicht als petriniſcher Pfarrer ſpreche, obwohl mich Ihre Aeußerung zu Handen meiner Gemeinde nicht wenig gefreut hat, ſie würde mich kaum halb freuen, wenn nicht alle chriſtlichen und religioſen Sozietäten

dieſelbe Freyheit hätten, welche meines Ermeſſens, denſelben von keiner Regierung, die nicht als Biſchoff anerkannt wird, weder gegeben noch genommen werden kann. Die Zeiten der ſonderbaren Biſchöfflichkeit weltlichen Regierung, wodurch alles freye Denken gehemmt, oder höchſtens aufs Zuſehen hin, geduldet ward, jener öffentlich geprieſenen und heimlich drückenden Biſchöfflichkeit, wodurch ſogar in proteſtantiſchen Kantonen Helvetiens, zwar äußere ſteife Ordnung beybehalten, ich möchte ſagen, alles im harten Trabe zu gehen gezwungen, aber allem freyen geiſtigen Aufſchwung, bis auf jedes liturgiſche Wort, wie ſinnlos es auch ſeyn mogte, die Unmöglichkeit landesväterlich geboten war, die Zeiten dieſer Biſchöfflichkeit, ſag ich, die mir, ſo lang ich denken kann, immer ein Stein des Anſtoſſens war, ſind in Helvetien vorüber. Dieſe Biſchöfflichkeit, unter irgend einem andern Namen, bey der neuen Ordnung der Dinge, ſey es auch, aus den landesväterlichſten Abſichten (denn der vorige Biſchoff, hatte dieſe gewiß auch, wenigſtens bey uns) wieder einführen zu wollen, das könnte eher allen zwey Millionen Einwohnern Helvetiens einfallen, als meinem

lieben, vorurtheilfreyen, philoſophiſchen Stapfer, ja wenn dieß alle, und ich mit Ihnen, es wünſchten, ich glaube, Stapfer alleine würde ſagen: "Welche „ Inkonſequenz! Helvetier wie ſeyd Ihr der Freyheit „ nicht werth? Wollt Ihr mit Füßen treten die „ Menſchenrechte (und Religionsrechte ſind gewiß „ heilige Menſchenrechte) zu welchem Euch der Geiſt „ der neuen Konſtitution zurückgeführt hat?"

Gruß, Hochachtung, Dank, Liebe, Vertrauen.

Einer Unpäßlichkeit wegen diktirt im Bette. Montag und Dienſtags den 21 und 22ten Jenner 1799.

(Sig.) Johann Kaſpar Lavater.

Mittwochs, den 23ten Jenner 1799.

Ich ließ mir, lieber Stapfer, Ihren Achtung verdienenden Brief nochmals ſamt meiner Antwort darauf vorleſen, und mir fielen noch ſogleich eine Menge Gedanken bey, deren brüderliche und klare Darſtellung ſo leicht möglich und ſo ſehr nothwendig wäre, um unſere ſo verſchiedene Meynung über die Mittel zu Einem gemeinſchaftlichen Zwecke zu gelangen, völlig und zu beyder Vergnügen auszugleichen. Haben Sie, lieber Wahrheitsfreund, Freyheitsfreund, Religionsfreund,

noch einige Augenblicke Geduld, einen obgleich schwächern, doch nicht minder treuen Freund dieser heiligen Verehrenwürdigkeiten anzuhören: Wie oft kann auch ein Schwächerer einen Stärkeren, der sich im Gedränge der wichtigsten Geschäfte befindet, und den das Bewußtseyn der vollkommensten Reinheit seiner gemeinnützigen Absichten begeistert, auf Dinge aufmerksam machen, die das blitzende Licht dieser Absichten, durch eine Art von Ueberblendung weniger sichtbar macht.

1. Sie fürchten mein Lieber, den Democratismus der Gemeinden; ich fürchte ihn wie Sie. Sie wünschen etwas repräsentatives, ich wünsche es auch; vielleicht ist es möglich, lieber Mann, daß ich von Ihnen unterstützt und ermuntert, einen freyen Versuch veranstalten kann in meiner Gemeinde, zu einem Entwurfe, einer, dem Geiste der Konstitution gleichförmigen neuen Wahlordnung, wobey der völlig christlichen Freyheit der Gemeinde unbeschadet, die ganz demokratische Form abgeändert, und ganz freywillig ohne Staatseinfluß repräsentativ gemacht werden könnte. Die Gemeinde z. E. (dieß ist nur mein unmaaßgeblicher unreiffer Gedanke) wählte so viel

Wahlmänner als Glieder des Kirchenraths sind, welcher Kirchenrath, nach der Revolution völlig nach dem repräsentativen System organisirt ist; diese Wahlmänner wählten den Lehrer, und der Kirchenrath hätte wie der Senat nur das Veto. Wollte man noch über dieß, um aller Möglichkeit von Kabalen vorzukommen, die Bestätigung irgend einem von der Brüderschaft der Geistlichen selbstgewählten, höchstens etwa aus fünf Männern bestehendes Konfirmationskorps abhängen laßen, welches bey jeder bemerkten Kabale, bey jeder Wahl eines unwissenden und unsittlichen Menschen, dagegen protestiren, und sie als ungültig zurück weisen könnte, so wäre doch wohl allem Uebel möglichst weise vorgebogen, oder, die Gemeinde schlüge drey vor; der Kirchenrath wählte aus diesen Einen der noch von dem Konfirmationskorps bestätigt würde; oder so was. Nur alles höchst einfach ganz moralisch und unpolitisch, je einfacher die Sache eingerichtet werden kann; desto länger kann sie dauern.

Daß die gegenwärtige provisorische Einrichtung gar nichts taugt, daß dabey die Kabale weniger Matadors die sich zur Volksstimme qualificiren, die Verwaltungskammer zwingt, dieser angeblichen Volksstim-

me zu gehorchen, daß die Bestechungsgefahr dabey groß ist, muß Ihnen, scharfsichtiger Mann, wenn auch zum Theil keine Thatsachen beweisend wären, von selbst einleuchten.

Ich muß um Ihrentwillen und um meinetwillen enden, es müßte wohl ein schlimmer Dämon seyn, der uns verhindern könnte über diesen hochwichtigen Punkt zusammen zu kommen, noch einmal

Gruß und Hochachtung.

Diktirt und durchgesehen.

Zürich Mittewochs, den 23. 1. 799.

(Sign.) Joh. Kaspar Lavater
nicht der Pfarrer beym St. Peter.

Beynahe, lieber Stapfer hätte ich die Hauptsache vergeßen, was ich am wenigsten hätte vergessen sollen, Ihnen, unentbehrlicher Mann, von ganzem Herzen gute Besserung zu wünschen, wie muß ich Ihnen danken, daß Sie mit eigner Hand so weitläufig schrieben.

A. U.
143

Schweizerische Minerva.

Von einer Gesellschaft vaterländischer Gelehrten herausgegeben.

I. Band. II. Stück.

Basel und Aarau
in der [illegible] Buchhandlung.
1804.

Innhalt.

Seite

I. Zweyte Denkſchrift einiger Deputirten der Schweiz, im December 1802 zu Paris überreicht. . . 1

II. Das Thal der Reyſch von Hrn. Archidiakon Tobler. 45

III. Minchen oder die Nachtſchwärmer, eine Schweizer-Idylle von F. X. Bronner. 47

IV. An die Phantaſien, von ebendemſelben. . . 64

V. Mädchenweihe, von ebendemſelben. . . 65

VI. Die ſcheidende Jugend, von Hrn. Prof. Fr. de Laſchenal. 67

VII. Der Octoberabend, von ebendemſelben. . . 70

VIII. An die Schweiz im Jahre 1803, von ebendemſ. 76

IX. Die Holdchen, im Heidenloch bey Augſt. Ein Schweizermährchen von F. X. Bronner. . . 77

X. Der Alp oder das Schrattelein, ein Schweizermährchen von ebendemſelben. 101

XI. Schreiben Van Marum's über die Erzeugung des Torfs, mit Anmerkungen von ebendemſelben. . 111

Schweizerische Minerva.

Ersten Bandes zweites Stücks.

Verhandlungen der helvetischen Deputirten zu Paris im Winter 1802 — 3.

II.

Denkschrift.

über die Lage der Schweiz, den Commissarien der fränkischen Regierung, von einer Anzahl helvetischer Deputirten, im December 1802 übergeben.

Wir sind Zeugen der Bedrängnisse unseres Vaterlandes gewesen, und wir haben die Ursachen derselben erforschet. Die fränkische Regierung hat für den Augen-

blick die Uebel gehoben, von denen wir bedrängt waren, und sie hat es über sich genommen, durch ihre kräftige Vermittlung, die Rückkehr der Ruhe und der öffentlichen Sicherheit zu befestigen. Der erste Consul hat die aufgeklärtesten Männer aus allen Partheyen zu sich beruffen, um von der wahren Lage der Dinge unterrichtet zu werden. Wer die Wahrheit sucht, der flößt Zutrauen ein, und man ehrt ihn, indem man jene vor ihm entwickelt. — Die großmüthigen und wohlwollenden Gesinnungen, welche der erste Consul wiederhohlt in seinem Schreiben vom 19ten Frimaire an den Tag legt. *) Und seine Aeußerungen gegen

---

*) Der weitere Inhalt dieser Denkschrift macht es nothwendig, daß dieses Schreiben selbst hier abgedruckt werde.

Bonaparte, erster Consul der französischen und Präsident der italienis. Republik an die Deputirten der 18 Kantone der helvetischen Republik.

B. B. Deputirte der 18 Kantone der helvetischen Republik! Die Lage eures Vaterlandes ist kritisch: Mäßigung, Klugheit und Aufopferung eurer Leidenschaften sind nöthig, um es zu retten. Vor den Augen Europens mache ich mich anheischig, meiner Vermittlung, Wirksamkeit zu

die helvetiſchen Deputirten, die ihm vorgeſtellt wurden, können nicht anders als unſer Zutrauen befeſtigen und uns aufmuntern, ihm diejenigen Bemerkungen vorzutragen, welche mitwirken können den Zweck zu

---

geben. Ich werde alle Pflichten erfüllen, die mir dieſes erhabene Geſchäft auferlegt; aber was ohne eure Mitwirkung ſchwer iſt, wird leicht durch euren Beytritt und Einfluß.

Die Schweiz gleicht keinem andern Staate, weder in Ereigniſſen, die darin mehrere Jahrhunderte hindurch auf einander folgten, noch in ihrer geographiſchen und topographiſchen Lage, noch in den verſchiedenen Sprachen, Glaubensparteyen, und in jenem auffallenden Abſtande der Sitten, die in verſchiedenen Strichen ihres Landes herrſchend ſind.

Die Natur machte euren Staat zum föderativen; ſie bezwingen zu wollen, kömmt in keines weiſen Mannes Sinn. Die Umſtände, der Geiſt vergangener Jahrhunderte, führte bey euch ſouveraine Völker und Unterthanenvölker ein: neue Umſtände und der veränderte Geiſt des neuen Jahrhunderts, verwandter mit Recht und Vernunft als die Vorzeit, führten Gleichheit der Rechte für alle Abtheilungen eures Gebietes ein.

Mehrere eurer Staaten folgten durch einige Jahrhunderte den Geſetzen der unbeſchränkteſten Demokratie: andere ſahen etliche Familien ſich der Obergewalt bemäch-

erreichen, den er sich vorgesetzt hat. Wenn wir den Geist der Grundlagen untersuchen, die uns sind vorgelegt worden, so glauben wir in denselben zwey Theile unterscheiden zu müssen, deren einer auf die

---

tigen, und ihr hattet in ihnen Unterthanen und Souverains. Der Einfluß und der allgemeine Geist Italiens, Savoyens, Frankreichs und des Elsasses, die euch umgaben, hatten wesentlich beygetragen, um in diesen letztern jene Ordnung der Dinge geltend zu machen. Der Geist dieser verschiedenen Länder ist verändert; Verzichtleistung auf alle Privilegien ist euer erstes Bedürfniß und euer erstes Recht.

Was hiermit zu gleicher Zeit das Verlangen, und der Vortheil eurer Nation so wie der angrenzenden großen Staaten ist, besteht: 1. in Gleichheit der Rechte unter euren 18 Kantonen; 2. in einer aufrichtigen und willigen Verzichtleistung der patrizischen Familien auf ihre Privilegien; 3. in einer föderativen Organisation, bey der jeder Kanton sich seiner Sprache, seiner Religion, seinen Sitten, seinem Interesse und seinen Meynungen gemäß eingerichtet findet.

Der wichtigste Gegenstand ist die Festsetzung der Organisation eines jeden eurer 18 Kantone.

Wenn die Organisation der 18 Kantone einmal beschlossen ist, wird noch übrig seyn, die Verhältnisse, worin sie gegen ein

innerlichen und häußlichen Verhältniſſe Helvetiens Bezug hat, der andere hingegen ſeine äußerlichen Verhältniſſe betrift. In Rückſicht auf jene, wünſcht der erſte Conſul, die Mittel zu finden, die geeignet

---

ander ſtehen ſollen, zu beſtimmen; dann folgt eure Central-Organiſation, die in der That nicht ſo wichtig, als eure Kantonsverfaſſungen, iſt: Finanzen, Kriegsweſen, Verwaltung, nichts kann bey euch gleichförmig ſeyn. Ihr hieltet nie beſoldete Truppen; ihr könnt keine großen Finanzen haben; ihr beſtellet nie für beſtändig diplomatiſche Agenten bey ausländiſchen Mächten. Auf der Höhe der Bergkette wohnend, die Frankreich, Deutſchland, und Italien trennt, ererbtet ihr zugleich etwas vom Geiſt dieſer verſchiedenen Nationen. Die Neutralität eures Landes, das Glück eures Handels, und eine hausväterliche Verwaltung ſind die einzigen Gegenſtände, die euer Volk vergnügen, und euch erhalten können.

Dieſe Sprache führte ich ſtets gegen alle eure Deputirten, ſo oft ſie mich in ihren Angelegenheiten zu Rathe zogen. Sie ſchien mir ſo ſehr auf Vernunft gegründet, daß ich hoffte, die Natur der Dinge allein würde euch, ohne beſondere Hülfe, zur Einſicht der Wahrheit dieſes Syſtems leiten; aber die, welche ſie am beſten zu fühlen ſchienen, waren auch die, welche aus Eigennutz am heftigſten dem Syſtem der Pri-

wären, der Schweiz eine auf die Zufriedenheit der Völker gegründete Ruhe, und jenes stille Glück wieder zu geben, dessen sie mehrere Jahrhunderte durch genossen hat. Es ist der Freund der Schweizer, der zu

---

vilegien und Familien anhiengen, und welche mit ihren Wünschen, zum Theil auch mit ihrer Hülfe und ihren Waffen den Feinden Frankreichs beystanden, und einen Hang, ausser Frankreich eine Stütze ihres Vaterlandes zu suchen, äußerten.

Keine Organisation, die man bey euch eingeführt hätte, wodurch euer Volk in den Fall, gegen den Wunsch und den Vortheil Frankreichs zu wirken, gesetzt worden wäre, konnte jemals auf euern wahren Vortheil berechnet seyn. — Nachdem ich gegen euch die Sprache geführet habe, die einem Schweizer-Bürger ziemen würde, muß ich euch als Beamter zwey großer Länder sprechen, und kann euch gar nicht bergen, daß Frankreich und die italienische Republik es nicht dulden können, daß sich bey euch ein System wodurch ihre Feinde begünstiget würden, festsetze.

Die Ruhe und Eintracht von 40 Millionen Menschen, euern Nachbarn, ohne die ihr weder als Individuen leben, noch als Staat bestehen könntet, haben auch ein starkes Gewicht in der Wagschale der allgemeinen Gerechtigkeit. In Rücksicht auf sie bestehe nichts Feindliches bey euch! Alles sey in Harmonie mit ihnen! Und

ihnen ſpricht, der ihnen Räthe ertheilt und mit rührender Beredſamkeit ihre Herzen trift. In Bezug auf das zweyte Verhältniß, iſt er der erſte Magiſtrat der fränkiſchen und der italieniſchen Republik, welcher

---

euer erſtes Intereſſe, eure vorzüglichſte Politik, eure theuerſte Pflicht ſey ſo, wie in den vergangenen Jahrhunderten, auf eurem Gebiete nichts zuzulaſſen, was direct oder indirect dem Intereſſe, der Ehre, und überhaupt der Sache des Frankenvolks zu nahe tritt.

Wenn euer Vortheil und die Nothwendigkeit, eure Streitigkeiten zu endigen, nicht hinreichend geweſen wären, um mich zur Vermittlung eurer Zwiſte zu vermögen; ſo hätte mich das Intereſſe der alliirten Republiken allein ſchon hierzu verpflichtet. Wirklich wurden eure Inſurgenten von denen angeführt, die gegen uns im Felde geſtanden hatten; und die erſten Akten ihrer Häupter waren eine Berufung auf Privilegien, eine Zernichtung der Gleichheit, und eine offenbare Verunglimpfung des Frankenvolks.

Keine Parten ſoll bey euch triumphiren; beſonders ſoll es die Geſchlagne nicht! Eine Gegenrevolution darf nicht ſtatt haben.

Es freut mich, euch zu unterhalten, und ich werde euch oft dieſelben Ideen wiederholen, weil eure Meynungen nur dann ausgeglichen werden und euer Volk glücklich leben kann, wenn eure Mitbürger von der Wahrheit derſelben überzeugt ſeyn werden.

die Interessen Frankreichs abwiegt, das auf einer Grenze von 80 Meilen seinen Schutz und seine Vertheidigung, einzig in dem Bunde zwischen beyden Nationen und in der Zuversicht auf die unerschütterliche Treue

---

Die Politik der Schweiz ward in Europa immer so betrachtet, als mache sie einen Theil der Politik Frankreichs, Savoyens und des Mayländischen aus; weil die Art, wie die Schweiz existirt, gänzlich an die Sicherheit dieser Staaten gebunden ist. Die erste und wesentlichste Pflicht der französischen Regierung wird also immer seyn, zu wachen, daß bey euch niemals ein feindliches System die Oberhand gewinne, und daß keine ihren Feinden ergebene Leute an die Spitze der Geschäfte treten. Es ziemt sich nicht nur, daß kein Grund zu Besorgnissen wegen eines Theils unsrer Grenzen, die offen stehen, und von euch gedecket werden, Statt finde, sondern daß uns auch alles die Zusicherung gewähre, der gute Geist eurer Regierung, so wie das Interesse eurer Nation, würde euch, selbst wenn eure Neutralität verletzt würde, vielmehr die Vortheile Frankreichs als seine Gegner befördern heißen.

Ich werde alle Vorschläge, alle Bemerkungen, die ihr mir sämtlich oder einzeln, oder durch Kantonsdeputationen überreichen lassen wollt in Betrachtung ziehen. Die Senatoren

in Erfüllung eingegangener Verpflichtungen von Seite der Schweizerischen Regierung finden muß.

Dieses gedoppelte Verhältniß ist es hinwieder auf das wir in sorgfältiger Prüfung unser Augenmerk gerichtet haben. Allein ehe wir weiter vorschreiten, scheint es nothwendig, daß wir uns über den Begriff erklären, welchen wir mit dem Worte Unabhängigkeit verbinden.

Die Bündnisse, die Verträge, die Verkommnisse u. s. w. welche zwischen civilisirten Staaten bestehen, haben ein Staatsrecht erschaffen, das mit dem unbeschränkten Sinn welchen man jenem Worte geben

---

Barthelemy, Fouché, Röderer, und Desmeunier, welchen ich auftrug, eure Meynungen zu sammeln, euer verschiedenes Interesse zu studiren, und eure Ansichten zu erwägen, werden mir Rechenschaft von allem geben, was ihr verlangt, daß sie mir von euch ausrichten, oder überreichen sollen. Gegeben zu St. Cloud den 19. Frimaire im 11. Jahre (10. Decbr. 1802.)

Unterzeichnet: Bonaparte.

Der Minister der auswärtigen Verhältnisse

Unterzeichnet: Ch. Man. Talleyrand.

Für den ersten Consul, der Staatssekretär.

Unterzeichnet: Hugues B. Maret.

könnte, nicht verträglich ist. Seine Bedeutung muß noch mehr beschränkt werden, wo man von kleinen Staaten redet, deren Erhaltung von einem mächtigen Schutze abhängig ist. Ein solcher Staat sieht sich genöthigt, selbst in Bezug auf seine innerlichen Verhältnisse solche Einrichtungen zu treffen, die sich den Beyfall der schützenden Macht versprechen dürfen, und er muß geneigt seyn derselben jedes Opfer zu bringen, das mit den nothwendigen Bedingen seines Daseyns nicht unverträglich ist.

Wenn wir von diesem Grundsatze ausgehen, so sehn wir die Möglichkeit, den Zweck welchen man sich vorsetzt zu erreichen, einzig in der Aufstellung von Formen, die demselben entsprechen, und in jener von Personen, die den Willen und die erforderliche Kraft um jene handzuhaben, besitzen.

Die Bezeichnung der Formen darf man nie in dem was man gewöhnlich Volksmeynung nennt, suchen. Diese Meynung hat nur das Ziel im Auge, aber sie kennt die Mittel nie die zu jenem führen. Sie ist stets unbestimmt und geräth mit sich selbst in Widerspruch. Es giebt keine Parthey, welche sich nicht auf dieselbe berufen und mit ihr beweisen könnte,

was sie immer zu beweisen gut fände. Auch darf jene Meynung nicht der allgemeine Wille genannt werden, denn dieser gründet sich nur auf das, was die Gerechtigkeit und was die Weisheit erheischen. Wenn die erste sich in ihren Anwendungen strenge zeigt, so öffnet die letztere allerdings einen Spielraum, welcher die Gewohnheiten, die Sitten, und die Oertlichkeiten umfaßt.

Allein wir glauben bemerkt zu haben, daß man diesen Verschiedenheiten viel größeres Gewicht giebt, als sie in der That besitzen, und daß man Schlüsse daraus zieht, welche für die gesellschaftliche Ordnung verderbliche Folgen nach sich ziehen müssen, während man zu wenige Rücksicht auf die verwickelte Lage nimmt, in der wir uns, theils durch die Anmaßung einer Parthey, theils durch den Geist unserer vorhergehenden Organisationen, theils durch die Folgen der Revolution, der Ereignisse und der Leidenschaften die durch sie geschaffen wurden, befinden. Der Canton Bern z. B. umfaßte Ackerbauern, Fabrikanten, Bergleute, Winzer und verschiedenartige Sprachen. Der Geist dieser Völkerschaften, ihre Bedürfnisse, ihre Sitten, bothen jede Verschiedenheit dar, die man nur

immer in der Schweiz wiederfindet. Indessen stunden sie unter einer Regierung, und ein bernerscher Rathsherr würde es seltsam gefunden haben, wenn man ihm gesagt hätte: diese vereinten ungleichartigen Elemente, müßten nothwendig von einander abgesondert, und in unabhängige Staaten zertrennt werden. Eine Erfahrung von vier Jahren hat uns nicht minder dargethan, daß die Aufstellung einer Centralregierung möglich ist, und daß mittelst dieses Systemes allein, die Schweiz sich in einem äußerst schwierigen Zeitpunkte erhalten und Frankreich Dienste leisten konnte, deren Werth zur Zeit ist anerkannt worden. Die Schwäche und das widrige Geschick dieser Regierung in spätern Zeiten, waren keine Folgen des Systemes an sich, und es sind verschiedene demselben ganz fremde Ursachen, die den Gang der Regiernng zu eben der Zeit schwierig machten und hemmten, als sie bemüht war, die Partheyen auszusöhnen und eine Ordnung der Dinge fest zu gründen, die das Glück der Nation befördern könnte. Mann erschuf Schwierigkeiten, da wo keine vorhanden waren, man verstärkte solche durch die seltsamsten Rücksichten, man bewirkte endlich eine gänzliche Hinwälzung, seit welcher wir nichts als

Krämpfungen, Verwirrung der Begriffe und Ausbrüche der häßlichſten Leidenſchaften geſehn haben. Allein eben dieſem Zuſtande der Dinge und unſerm neueſten Unglücke, danken wir die Evidenz in welcher die Nothwendigkeit einer kraftwollenden Centralität nun erſcheint, und die Ueberzeugung welche von dieſer Nothwendigkeit allgemein herrſchend ward, unter der Claſſe der Eigenthümer, die ihr Vaterland lieben und eine Ordnung der Dinge wünſchen, welche die öffentliche und die beſondere Sicherheit der Bürger begründen könne.

Vormals gab es nur zwey Stände in der Schweiz: regierende Familien und Unterthanen. Den einen war die Erwerbung von Kenntniſſen gleichgültig, und den andern blieb ſie nutzbar. Wo die Geburt es war, welche die Stellen vergab, da fehlte es der Nacheiferung und edeln Anſtrengungen an der nöthigen Treibkraft. Darum fand ſich in der Schweiz kein dritter Stand, der in unabhängigen Glücksumſtänden, durch Einſichten und liebreiche Geſinnungen ſich ausgezeichnet hätte. Nur einige Spuren davon zeigten ſich, aber dieſe waren ſchwach, gering an Zahl und bey ſich

ſelbſt ohnmächtig. *) Eben darum auch ſind die Extreme immer ſo hervorſtechend geweſen, darum war ihre Stimme ſo lauttönend und ihre Unternehmungen ſo gewaltthätig. Wir haben geſehen, wie dieſe Ex-

*) Note des Herausgebers. Es ging aus dieſer nicht regiments-fähigen Bürgerklaſſe doch allerdings eine beträchtliche Anzahl Männer von Einfluß hervor. Selbſt das Ausland zog daraus Prinzenerzieher und Generale. Und viele der vorzüglichſten Köpfe, die ſich während der Revolution auszeichneten, gehörten zu dieſem dritten Stande z. B. der Kanton Argau lieferte aus dieſer Klaſſe die Miniſter Stapfer; Rengger und Rothpletz; den Landammann Dolder; die Repreſentanten Zimmermann und Suter; den Senator J. R. Meyer; Vater, den R. Statthalter Fehr; u. a. m. Der Kant. Bern gab Kuhn; die beyden Bay; Gruber; Schnell v. Burgdorf u. ſ. w. Der K. Freyburg ſandte Barras; Badoux; Pettolaz ꝛc. Aus dem Leman waren die beyden Laharpe; Muret; Secretan; Glayre; Carrard; Pidoux; der Statth. Polier, u. a. Aus dem K. Linth Vetſch; ꝛc. Aus dem K. Lugano Pellegrini; Marcacci; Franzoni ꝛc. Luzern ſchickte Krauern ꝛc. Das Oberland ſeinen Koch. Der Sentis hatte Müller-Friedberg;

treme der Partheyen, bey einander gerade entgegengesetzten Zwecken, sich vereinigt haben, um zu verlangen, es soll in der Schweiz weder allgemeine Gesetzgebung, noch besoldete Truppen, noch Auflagen geben können. Sie waren bemüht, die Souveränität der Kantone wiederherzustellen, und der Willkühr, den Vorurtheilen, dem Fanatism, welche man mit dem schönen Namen alter Gewohnheiten und Nationalsitten zierte,

---

den Statth. Bolt ꝛc. Solothurn seinen Lüthi; Thurgau Morell; Anderwerth ꝛc. Der K. Zürch Jeannot Sulzer; Steiner ꝛc. Ob daraus nicht erhellet, daß die Klasse der gebildeten Nichtregimentsfähigen bedeutender war, als sie oben vorgestellt wird? Man sieht aber auch, daß diese Männer gröstentheils aus kleinen Städten herstammen, und ihre Kenntnisse als Anwald. Aerzte oder Geistliche gesammlet hatten. In kleinen Städten nämlich konnte der Wohlhabendere hoffen, sein Sohn werde als Stadtbeamter, Arzt oder Geistlicher eine Versorgung finden: deßwegen ließ er ihn studiren; Freylich hatten diese Männer vormals keinen Antheil an der Regierung; in so fern war ihre Parthey schwach: aber während der Revolution blieb sie das nicht sie war — nur so schwach, als die Mehrheit unter ihnen es syn wollte.

alle jene Stärke zu geben, die die Jahrhunderte der Unwissenheit, des Mönchthums und der Feudalität zurückbringen und ihre Existenz verewigen konnte. *) Das Ausland mochte in diesen Begehren, den Ausdruck eines allgemeinen Willens und in der Befriedigung des Volkswunsches, das Mittel der Herstellung der Ruhe erblicken. Allein wir können versichern, das dies Anfangs nur Geschrey von Factionen war, dem in der Folge andere sich anschlossen, in der Hoffnung, bey der unvermeidlichen Trennung, aus dem allgemeinen Schiffbruche einige Trümmer zu retten; und wir können gleichmäßig versichern, daß ein solches System, die Schweiz neuerdings anarchischen Zuckungen überliefern würde, die sich mit ihrer gänzlichen Vernichtung endigen müssen.

Man darf nie vergessen, daß durch die Revolution, nicht so fast die Bundesverfassung (das Band dieser leztern war so schwach, daß es in der Wirklichkeit, überall nicht mehr vorhanden war) sondern vielmehr alle besonderen Verfassungen, der Cantone, zerstört wurden. Dadurch ist die Wiederherstellung der alten

*) Daß dieß nicht Statt fände, dafür hat die Bundesakte besonders durch Titel 1. §. 3 — 7. gesorgt. A. d. H.

Ordnung der Dinge unmöglich geworden und jede neue Form muß Spaltungen und Widerstand aufregen. Wo aber dieses Uebel unvermeidlich ist, da muß man eine Einrichtung fürchten, von der mit Gewißheit vorausgesehen werden kann, daß sie die Kraft welche den Widerstand bekämpfen sollte, vernichtet, und die durch Verwirrungen welche unvermeidlich in ihrem Gefolge erscheinen müssen, das Uebel vermehren wird.

Wir können nicht bergen, daß wir uns durch den Auftrag, nach Grundlagen zu arbeiten, welche die Stellung der helvetischen Deputirten durchaus verändern, in der größten Verlegenheit befinden. Die Committenten derselben, stunden in der Erwartung, es wäre vielmehr um die Festsetzung einer allgemeinen Verfassung zu thun indeß die Verhältnisse der Cantonalverwaltungen wieder bestimmt werden. Darum erwächst für die Deputirten der gegründete Zweifel, ob sie sich für hinlänglich bevollmächtigt ansehen dürfen, um in Bezug auf ihre betreffende Cantone, eine constituirende Gewalt auszuüben! Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wäre die Möglichkeit dieses Falles vorausgesehen worden, ihre Committenten, die Anzahl der Depu-

tirten vermehrt und daß verschiedene Cantone, so wesentliche und große Interessen, nicht an Männer würden übertragen haben, die keine Bürger des Cantons, und eben darum wenig geeignet sind, sich mit einer Arbeit zu befassen, welche um auf genugthuende Weise zu stande gebracht zu werden, eine vollkommene Kenntniß örtlicher Verhältnisse und Interessen voraussetzt. Die Rücksicht auf ihre individuelle Sicherheit muß sie nicht minder zu dieser Bemerkung bewegen, als es die sorgfältige Hinsicht auf die Interessen thut, welche diese oder jene Gegend für sich geltend zu machen im Fall seyn dürfte; sobald nämlich der Grundsatz wird aufgestellt seyn: es sollen nach Verschiedenheit der Sprachen, der Religionen, der Sitten, der Intressen und der Meynungen, besondere Souveränitäten in der Schweiz aufgestellt werden, so wird man den gesellschaftlichen Vertrag als aufgelößt betrachten. Jede Gemeinde wird wieder in ihre ursprüngliche Rechte eintreten und diejenigen Verbindungen schließen, so wie diejenigen Formen annehmen wollen, die ihr gut zu seyn dünken. Die Verschiedenheit besonderer Gesetzgebungen, welche in einem und demselben Canton angetreten wurden, die un-

gleichen Intereſſen, Oertlichkeiten und Meynungen, dienen dabey zum Vorwande und bleiben unbeantwortet, wenn man ſich auf das einfache Raiſonnement beſchränckt.

Iſt dieſe erſte Schwierigkeit überwunden, ſo erſcheinen andere, die ſich aus den durch Revolution bewirkten Veränderungen ergeben. Es ſind rückſtändige Schulden zu tilgen, verſchiedene Cantone machen Anſprüche auf Erſatz und Entſchädigung für Capitale und Domainen, die für den öffentlichen Dienſt verwand worden, während diejenigen anderer Cantone unberührt geblieben ſind. Es werden ſich ſtreitige Fragen, über die Schuldtitel auf das Ausland, über die Arſenale und Magazine, über die Zehenden und Bodenzinſe, die ein Canton dem andern zu zahlen hat, erheben.

Wer wird Richter derſelben ſeyn und wie will man dazu gelangen daß ein Staat, der eben ſo gut Souverain iſt, wie der andere, ſich dem ausgeſprochenen Urtheil unterziehe? Dieſe Funken bürgerlicher Kriege zwiſchen Canton und Canton, bedrohen nicht minder das innere jedes Cantons. Die Extreme der Partheyen, können in den vorgelegten Baſen die

Erfüllung ihrer Wünsche sehen. Allein diese Basen entscheiden keineswegs über das entgegengesetzte Ziel, auf welches jene Wünsche gerichtet sind. Der Kampf wird ehe unter ihnen selbst, im innern jedes Cantons, wieder neu beginnen, und um so enger und beschränkter der Schauplatz der Leidenschaften seyn wird, um so heftiger wird sich ihr Ausbruch zeigen. Hier werden List, Ränke und Geld, dort wird offene Gewalt, das Uebergewicht erhalten. Die Gleichheit der Rechte wird in der That vernichtet seyn, oder sie wird sich in die Ausschweifungen einer Demokratie verlieren. Der Friedliebende und aufgeklärte Mann, wird keinen Antheil an diesem Kampfe nehmen, der ihm für seine Person nur Gefahren, für sein Vaterland aber nur unglückliche Resultate darbietet. Wenn auch einige Cantone, unter günstigeren Umständen, glücklich genug sind, diese Ereignisse von sich abzuwenden, so sind dieselben doch niemals gegen diejenigen gesichert, welche aus dem Einflusse und der Verwirrung der anderen, für sie entspringen müssen. — Eine solche Ordnung der Dinge wird die Klippe seyn, an welcher alle höheren Zwecke der Gesellschaft, der Civilisation, der Kultur und der Menschheit scheitern müssen. Sie

wird jede Beschränkung und Hemmung, welche ehemals Ackerbau, Industrie und Handel erlitten hatten, wiederbringen, und sie wird ein ganzes Volk wieder in ein Elend versenken, aus welchem die Anstrengungen und die Geduld von vielen Jahrhunderten mit Mühe es herauszuziehen vermocht hatten. Sie wird vorzüglich Reactionen und Verfolgungen aller Art dabey begünstigen, daß die Gerichts-Stellen, von Oberaufsicht und Controlle befreit, nach Willkühr handeln, und ihre Entschuldigung in ehemaliger Sitte und in dem Mangel bürgerlicher und peinlicher Gesetzbücher finden werden.

Die Vortheile dieses Systemes, die man in Hinsicht auf Staatsoekonomie zu finden glaubt, sind nur anscheinend. Will man die Gehalte, welche den Gliedern der Central-Regierung bezahlt wurden, mit den Gehalten der vormaligen Magistrate ärmer Cantone vergleichen, so kann die Summe beträchtlich erscheinen. Vergleicht man sie aber mit demjenigen, was die Regenten der reichen Cantone bezogen, so wird jene durchaus unbedeutend. Zufolge sehr mässiger Berechnungen, bezogen die Mitglieder des Rathes der Zweyhundert in dem einzigen Canton Bern, die jährliche

Summe von zwey Millionen französischen Livern. Die Kosten der Civil-Liste einer sorgfältig organisirten Central-Regierung, dürfen sich nicht auf den vierten Theil dieser Summe belaufen. Uebrigens kann es keinem Zweifel unterworffen seyn, daß 18 bis 20 Regierungen, dem Volke müssen theurer zu stehen kommen, als eine einzige, und daß ihr Gewicht ihm deswegen beschwerlicher seyn wird, weil die Ungleichheit der Cantone in Hinsicht auf Grösse, Bevölkerung, zufälligen Reichthum oder industriequellen, Lasten hervorbringen muß, die für die einen drückend seyn werden, während sie dem andern kaum fühlbar sind. *) Wollte man aber die Schwierigkeit dabey beseitigen, daß man den Beamten Entschädnisse welche mit ihren Arbeiten in Verhältniß stehen, versagen würde, so müßten darum nur grössere Schwierigkeiten sich ergeben, indem wohl unwidersprechlich die Bestechlichkeit der Beamten eine verhaßtere und lästigere Auflage ist, als diejenige die

*) Wenn das Stillschweigen des Volkes ein Beweis seiner Zufriedenheit mit seinem Zustande ist; so läßt sich wohl annehmen, daß dasselbe die Besoldung seiner Cantonsbeamten nicht so drückend finde, als die Verfasser dieser Denkschrift befurchten mochten. Anmerk. d. H.

das Gesetz bestimmt. Wir können es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß ein System der Vereinzelung, insbesondere den kleinen Cantonen nachtheilig seyn muß e, die gegenwärtig selbst derjenigen Hülfsquellen beraubt, welche sie vormals besaßen, von den andern Cantonen allein sich eine Hülfe versprechen durften, die ihnen wird versagt werden, sobald jeder Canton zu seiner ehemaligen Souverainität zurückkehrt, und damit seinen Nachbar für eben so fremd ansieht, als ein Einwohner von Constantinopel ihm es seyn würde.

Gedrängt von diesen sich darbietenden Verwirrungen und Schwierigkeiten, suchen wir die Garantie, welche die verschiedenen Verfassungen gegen Angriffe und Veränderungen sichern soll, die im Widerspruche mit dem ursprünglichen Vertrage, gegen sie gerichtet oder mit ihnen vorgenommen werden könnten. Diese Garantie muß entweder in dem innern der Cantone, oder in der Vereinigung derselben gefunden werden. Allein vergebens sehen wir uns nach dem einen oder dem andern dieser Fälle um.

Die Stärke der vormaligen Regierungen gründete sich auf die Meynung, auf die Gewohnheit den Ge-

horsam, und auf die Schätze die entweder wirklich vorhanden waren oder die man vorhanden glaubte. Die Revolution aber, hat dies alles zerstöhrt. Die Meynung umgiebt die Magistrate nicht mehr mit jener Idee einer hohen Achtung und mit jenem Glanz an die Rechte der Geburt, der in seinen Wirkungen die Stelle eines Gesetzes physischer Nothwendigkeit vertrat. Der Gehorsam ist nicht mehr blind und freywillig, und unsere Schätze sind verschwunden. Die neuen Gewalten werden ihre wahre Stärke in den Milizen suchen müssen; diese Milizen aber gewähren eine zweydeutige Garantie, da sie keineswegs leidenschaftliche Werkzeuge sind; sie bilden selbst einen Theil des Volkes, und sie können entweder ohnmächtig oder gefährlich werden, so wie man sie in Thätigkeit setzen will.

Die Vereinigung der Cantone kann entweder allgemein oder partiell seyn, aber weder das eine noch das andere Verhältniß, bietet ein befriedigendes Resultat dar. Schon unter der alten Verfassung erregte es die größten Besorgnisse, wenn im Fall von häuslichen Zwisten, die Hülfe anderer Cantone erforderlich ward. Derjenige welcher diese Hülfe anrief, war über den

Ausgang einer solchen bewaffneten Vermittlung in nicht geringerer Unruhe, als derjenige der sie liefern mußte, es über die Folgen war, die sich für ihn selbst daraus ergeben könnten. Wie würde es erst aussehen, in Augenblicken gespannter Leidenschaft, in denen jede Parthey, in jedem Canton auf eine Anzahl gleichgesinnter Personen zählen könnte. Der in einem kleinen Winkel der Schweiz angezündete Brandstoff, müßte in kurzer Zeit sich über das ganze Land ausdehnen, und dasselbe einem Bürgerkriege preis geben. Will man annehmen, es könne eine Central-Macht zwischen eintretten und die Garantie gewähren, welche wir suchen? Allein ein Souverain erkennt keine Richter an. Dies war schon unter unserer alten Bundesverfassung constitutionelle Maxime, von der man wohl heut zu Tag nicht abweichen würde — — und welche reelle Kraft könnte ein Central-Corps haben, dem man weder Finanzen, noch Truppen, noch Verwaltungsbefugnisse einräumen zu wollen scheint? *) Es bliebe denn also nur allein eine äußere Garantie

*) Wie die Bundesakte diesen Besorgnissen zu begegnen wußte, zeigt besonders der 1 und 2 Titel derselben. A. d. H.

übria. Dieſe iſt ungemein wünſchbar für die Geſammtheit; aber ganz anders verhält ſichs, wann dieſelbe ſich auf die einzelnen Theile ausdehnen ſoll. Wir ſind verſichert, daß die fränkiſche Regierung, ein ſolches Verfahren nicht einwilligen würde, und daß es ihr äuſſerſt zuwieder ſeyn müßte, ſich unaufhörlich mit unglücklichen Zwiſten, welche die Leidenſchaften anfachen und die von äußerſt geringen Intereſſe ſind, beſchäftigen zu müſſen. Die fränkiſche Regierung würde ſelbſt die Aufmerkſamkeit vermeiden wollen, welche ihre Dazwiſchenkunft und Vermittlung, immerhin in Europa veranlaſſen müßte. Und wir fügen freymüthig hinzu, es würde eine ſolche Garantie, den Wünſchen der Nation keineswegs entſprechen, indem dadurch ihre Unabhängigkeit in Bezug auf innere Verwaltung in der That vernichtet würde, ohne des Nachtheils und Gefahren zu gedenken, welche ſie in anderer Hinſicht befürchten könnte.

Nachdem wir die Wirkungen, welche die uns mitgetheilten Grundlagen, nach unſeren Anſichten, unvermeidlich im Innern des Landes hervorbringen würden, betrachtet haben, ſo müſſen wir geſtehen, daß uns

dieſelben in Hinſicht auf unſere äuſſeren Verhältniſſe, nicht minder beunruhigen

Die Schweiz kann keinen natürlicheren Bundesgenoſſen haben, als Frankreich. Wechſelſeitige Achtung hat dieſen Bund auf dem Schlachtfelde von St. Jakob geknüpft. Die daraus erwachſende Vortheile haben ſeine Güte erwieſen. Gegenſeitige Bedürfniſſe und Vortheile haben die Bande enger geknüpft, und die Dauer von Jahrhunderten hat zwiſchen beyden Völkern jene Geſinnungen der Freundſchaft hervorgebracht, welche ihm das Siegel der kräftigſten Garantie aufdrücken. Dieſe Gründe waren hinreichend, um die Bemühungen einer mächtigen Parthey zu zernichten, welche ſchon vor der Revolution, die Schweiz aus jenem Bunde herausnehmen, und ſie in eine gegen Frankreich verbindete Coalition hineinziehen wollte. Dieſe Gründe werden gegenwärtig durch die Hinſicht auf die in Europa erfolgten Veränderungen annoch verſtärkt. Die Schweiz bedarf für ihre Erhaltung mehr als je eines Beſchützers, und alle die ihrem Vaterlande aufrichtig ergeben ſind, haben die Wichtigkeit dieſer Betrachtung nie auſſer Acht geſetzt. Allein die Leidenſchaften verblinden das Auge und die Ge-

schichte zeigt uns, daß bey allen einheimischen Zwisten eines Staates, die Minderheit jederzeit die Hülfe fremder Gewalt angeruffen hat. Auch unser Land bot diese unglückliche Erscheinung dar. Die Anstrengungen einer Parthey und die alte Anhänglichkeit an Frankreich zu erschüttern und um neue Verhältnisse mit Mächten zu kämpfen, die unserem politischen Systeme keineswegs angemessen seyn können, nahmen einen ernsteren Charakter an, als die Häupter dieser Parthey sich den Zügel der Regierung bemächtigt hatten. Die diesfällige Gefahr muß gröser werden von dem Augenblick an, wo die Schweiz sich in einzelne souveraine Staaten auflößt. Von da an wird sie durch Meynungen und durch Weigerungen zwischen verschiedene Mächte getheilt seyn. Unter der alten Verfassung war jeder Canton befugt, besondere Bündnisse einzugehen, und der Partheygeist wird sich nun dieses Rechtes vorzüglich bedienen, um seinen Triumph vollends fest zu gründen. Es werden Cantone seyn, denen es an hinlänglichen Mitteln zu Unterhaltung geheimer Agenten bey fremden Höfen nicht fehlen wird, und die die getroffne Verkomnisse mit undurchdringlichem Schleyer

verhüllen werden. *) Andere Cantone, die sich mehr der reinen Demokratie nähern, werden durchaus kein festes und sicheres politisches System darbieten, worin eine Gewährleistung ihrer Gesinnungen in kritischen Momenten gefunden werden könnte; und augenblickliche Eindrücke, Besorgnisse eines näher liegenden Uebels und Ueberreste alten Grolles, werden sie zu übereilten Entschlüssen zu verleiten im Stande seyn, welche mit den traurigsten Folgen begleitet seyn können. Nur jene Cantone, welche glücklich genug sind, durch ihre Organisation, und durch die liberalen Männer die an der Spitze ihrer Geschäfte stehen, beyde Extreme zu vermeiden, werden nie in ihren Frankreich zugethanen Gesinnungen wanken. Allein ihre

*) Es hat sich gezeigt, daß dies kein überwiegender Grund seyn konnte, den Vermittler zur Einführung des Einheitssystems zu bewegen. Heimliche Verkommnisse ohne sichtbare Anstalten sind Fäuste, in der Tasche gemacht. Wie sie exequiren, ohne daß ein scharfsichtiger Nachbar davon etwas ahnden sollte? Und wenn er es ahndet, welche Folgen? Zudem mußte es augenblicklich einleuchten, daß dergleichen Geheime Verhandlungen von selbst aufhören würden, sobald die einflußreichste mächtigste Parthey in der Schweiz für Frankreich gewonnen wäre. A. d. H.

Vernunft und ihre Politik bleiben für die übrigen verlohren, und ihre Bemühungen werden von keinem Erfolge begleitet seyn, a durch eine Centralität allein, ein gleichförmiges System in dieser Hinsicht gebildet, jede Bewegung beaufsichtet und jedem Bestreben nach Anknüpfung anderer Verhältnisse, entweder vorgebogen oder solches gehindert werden kann.

Ohne dieses Mittel sehen wir nicht ein, wie dem Verlangen des ersten Consuls entsprochen werden könne. „Es sey in Betreff Frankreichs nichts feind„seliges bey euch, und es werde auf eurem Gebiete „nichts geduldet, was unmittelbar oder mittelbar „dem Interesse, der Ehre und überhaupt der Sache „des französischen Volkes schade.“

Gesetzt auch, die fränkische Regierung, geleitet durch die Wichtigkeit, der geographischen Lage der Schweiz, glaubte sich unseres politischen Systemes versichern zu müssen, indem sie es dem ihrigen vereinen und indem sie selbst die Ausübung jener Rechte übernehmen würde, die unsrem Lande als einem Staate zustehen, so würde selbst diese Vorsorge, deren Nothwendigkeit wir keineswegs einsehen können, stets unzureichend bleiben und eher die entgegengesetzte Wir-

kung hervorzubringen geeignet seyn. Zu einer Maasregel solcher Art, darf man nur alsdann Zuflucht nehmen, wenn keine anderen übrig bleiben, durch welche das zu befürchtende Uebel könnte abgewandt werden. Wir schlagen aber eine solche vor, die den Absichten welche Frankreich erreichen will, entsprechen kann. Der letzte Feldzug hat den Beweis geliefert daß dieselbe sicher ist, daß sie Frankreich die größten Vortheile darbietet, daß sie die kräftigsten Hülfsmittel umfaßt, und daß ihre Gewährleistung auf rechtschaffene und einsichtige Männer ruht, die in der Stellung einer Central-Regierung die wahren Interessen ihres Landes zu beurtheilen wissen, sich aller der Plagen erinnern werden die es zur Zeit als es das Theater des Krieges ward, erlitten hat, und die ihre Bemühungen vereinen werden, um es zum Bollwerke einer Grenzlinie Frankreichs zu machen, das die Vertheidigung derselben jederzeit in der Treue und Freundschaft der Schweiz fand, auf die es sich verließ und auf die es auch künftig sich verlassen darf. Will man die von uns vorgeschlagene Maasregel verwerffen, so können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß die Kette unsrer Berge vom Tyrol bis zur französi-

schen Grenze, eine Linie bildet, welche Truppenbewegungen decken und beaufsichtigen kann, und daß diese Berge von Völkerschaften bewohnt sind, auf die das Andenken erlittener Unbillen und schnelle Anstösse beynahe überall können Einfluß haben. Läßt es sich denken, daß Frankreich die Beaufsichtigung dieses Theiles der Schweiz vernachläßigen wolle? Wie wird es aber dazu gelangen können, ohne zugleich andere Maasregeln zu ergreiffen, die hinwieder neue Lasten auf das Volk werffen und sein Mißvergnügen vermehren würden?

Wir können überdem nicht verhehlen, daß die Schweiz seit Jahrhunderten als Staat bestanden hat, und daß sie davon das tiefe Gefühl nährt. Sie verdankt ihr Daseyn, wiederhohlten Anstrengungen von Tapferkeit und Arbeit, welche deren Werthe erhöhen und die Anhänglichkeit an dasselbe verstärken müssen. Die Veränderungen, die Europa durch Zerstöhrung der Feodalität und bey dem Entstehen grosser Reiche erlitten hat, haben uns geschwächt. Die Uebermacht kann uns vernichten, aber sie vermag nicht jenes Gefühl auszutilgen, von welchem jede Mutter beseelt,

ihre Kinder mit grösserer Sorgfalt die Geschichte Wilhelm Tells lehren und sie für seinen Ruhm erziehen wird.

Nicht ohne tiefen Schmerz, haben wir die Bemerkung gesehen, welche unsere bewaffnete Macht betreffen. Unsere Väter haben uns glorreiche Beyspiele zur Nachahmung hinterlassen, von deren Worte wir durchdrungen sind. Der Geist unsers Volkes hat sich stets kriegerisch gezeigt. Allein unsere militärische Einrichtungen, die für vergangene Zeiten sehr gut waren, haben sich nicht vervollkommet; bey dem Systeme der Ruhe, welches das Land angenommen hatte, fiel die Anwendung derselben weg und allmählich ward der wichtige Gegenstand überall vernachläßiget. Die Erfahrung aber hat uns dargethan, daß Muth und Tapferkeit nicht mehr hinreichen, unsere Militz mußte der gelehrten Tactik unterliegen und die Schwäche eines Systemes ward aufgedeckt, zu welchem man nicht zurückkehren kann, in einem Augenblik wo unsere Stellung ganz andere Anstalten erfodert.

So lange das Gleichgewicht von Europa auf der Stärke der grossen Mächte die sich gegenseitig die Waage hielten, ruhte, fand die schweizerische Neu-

tralität ihre Gewährleiſtung in der Eiferſucht jener Mächte. Allein das Uebergewicht der einen derſelben, hat jenes Bollwerk der Gebirge, welches unüberwindlich geſchienen hatte, umgeworfen, und den Zauber unſrer Neutralität zerſtört. Unſere Neigungen werden uns nicht minder als die Beherzigung unſerer wahren Intereſſen, ſtets dahin leiten, das Syſtem des Friedens zu befeſtigen und uns aller Einmiſchung in die politiſchen Verhältniſſe Europas zu enthalten. Darum aber bleibt es nicht minder gewiß, daß von anderer Seite die Sicherheit und die Erhaltung unſers Landes, Anſtrengungen von uns fodert, durch die unſere Grenzen gegen Angriffe ſicher geſtellt werden können. Unſere Neutralität muß künftighin bewaffnet ſeyn, und dazu iſt ein Kern von Truppen erfoderlich, welcher in Verbindung mit der Miliz im Stande ſey, einem erſten Angriff Stirn zu bieten und die Hülfe Frankreichs zu erleichtern. Eine ſolche bewaffnete Macht kann für Frankreich nur nützlich ſeyn, und uns die kräftigere Erfüllung unſere Verpflichtungen gegen daſſelbe möglich machen. Der fränkiſchen Regierung kann dieſelbe kein Mißtrauen einflößen, indem eine helvetiſche Regierung nie ſich erlauben würde, davon

Mißbrauch gegen Frankreich zu machen, das immer der mächtigste und natürlichste Beschützer der Schweiz ist, und das durch die ersten Lebensbedürfnisse die es unserm Lande liefert, sich der freien Beobachtung der eingegangnen Verpflichtungen von Seite der Schweizer, die ihnen nie untreu wurden, vollends versichern kann. Die fränkische Regierung hat es überdem in ihrer Gewalt, jene Bande durch Wohlthaten noch enger zu knüpfen, durch einen Handelsvertrag, welcher, ohne dem französischen Fabrikwesen Schaden zu bringen, das unsere heben, durch Beschäftigung müßiger Arme die häusliche Ordnung, Sicherstellung und die Anhänglichkeit und Zuneigung der arbeitsamen Klasse der Einwohner verstärken kann, die dann an sich schon, den überwiegendsten Einfluß auf eine Regierung welche auch nur den Anschein haben würde, in ihrer Freundschaft zu wanken, ausüben müßte. Solche Mittel würden mehr als jede andere, zu denen man Zuflucht nehmen zu müssen, glauben möchte — geeignet seyn, treue Ergebenheit zu sichern und jeden Ueberrest von Groll auszutilgen.

Die bisherigen Bemerkungen scheinen uns stark genug, um ueberzeugend darzuthun, daß die uns

mitgetheilten Grundlagen nicht geeignet sind, den wohlwollenden Gesinnungen zu ertsprechen, welche der erste Consul gegen unser Land geäußert hat. Wir glauben desnahen, diejenigen Ideen vortragen zu müssen, bey welchen der vorgesetzte Zweck uns eher erreichbar scheint.

Wir stehen desnahen nicht an, eine kraftvolle Central-Regierung vorzuschlagen, und uns keinen Zweifel über dasjenige was wir unter dieser Centralität verstehen, übrig zu lassen, so erklären wir uns bestimmt und unzweydeutig dahin, daß wir keineswegs gemeint sind, alle die verschiedenen Modifikationen auszuschliessen, welche Resultate der Oertlichkeiten und der besonderen Verhältnisse der verschiedenen Theile der Schweiz sind. Aber wir möchten deren keine zugeben, welche Widerstand erzeugen und abermals die Bemühungen derer begünstigen müßten, die die aufzustellende Ordnung der Dinge umstürzen wollten, und die bereits zum voraus, durch eine arglistige kürzlich in Schwyz gethane Protestation, diese Ordnung bedroht haben.

Die Uebel welche uns plagen, sind tief liegend, und wir können nur durch eingreifende Mittel sie zu

heilen hoffen. Unſer Volk hatte Reformen gewünſcht, und an deren Stelle nahm man eine Revolution vor. Seither ſind ſo viele Begriffe in der Maſſe des Volkes verbreitet worden, und es ſind ſo viele Veränderungen aller Art erfolgt, daß es ungleich ſchwieriger geworden ſeyn muß, rückwärts als vorwärts zu ſchreiten. Die durch das Ausland bewirkte Revolution mußte eine Revolution im Innern des Landes hervorruffen. Der 23. October hatte zu viele Hoffnung gehoben, um nicht die lebhafteſten Leidenſchaften aufzurütteln. So wie die fränkiſchen Truppen das Land verlieſſen, nahmen jene mit aller Kraft ihren Ausbruch. Man war ſatt und müde, aller Uebel welche der Krieg und der Truppen-Aufenthalt auf das Volk gewälzt hatte, aber noch keineswegs war man der Revolution ſatt. Die Leidenſchaften hatten nicht hinlänglichen Spielraum und Uebung gehabt, um ſich in ſich ſelbſt zu verzehren. Sie ſind noch in all' ihrer Kraft vorhanden und müſſen mit ſtarker Hand zuſammengedrückt werden, wenn ihre traurigen Wirkungen ſollen abgewandt werden. Das Volk iſt überhaupt ruhig, aber es wird durch Führer gereizt und bearbeitet, deren Zahl ſehr klein iſt, die aber in den verſchiedenen Thei-

ler der Schweiz zerstreut sind und beynahen nur durch eine Centralität bewacht und im Zaum gehalten werden können. *) Das Bedürfniß der Ruhe, der öffentlichen- und der Privatsicherheit muß jede besondere Rücksicht überwiegen. Dieses Gefühl verbunden mit den Hoffnungen die gemacht wurden, hat die allgemeine Ueberzeugung hervorgebracht, daß jene Form allein die angemessene seyn könne. Diese Ueberzeugung ist nicht geringer bey derjenigen Parthey, die gegen sie kämpfen zu wollen scheint. Den Beweis dafür liefert der Verfassungsentwurf des Senates vom October, die Vereinigung der Deputirten zu Schwyz und die Entwürfe mit denen sie umgiengen. Der Unterschied herrscht allein in dem Mehr- und Minder, besonders aber in den Personen die an der Spitze der Regierung gestellt werden sollten. Durch den Federalism wollte man sich die Mittel öffnen, um entweder einen zerstörenden Widerstand auszuüben oder aber eine Einheit aufzustellen, die nicht jene der Freyheit

*) Leider bewiesen die Ereignisse vom September 1802. augenscheinlich, daß Centralität allein kein sicheres Mittel, die Ruhe beyzubehalten, sey. A. d. H.

und der Gleichheit der Rechte wäre, ſobald nämlich jene Parthey an die Spitze der Centralität würde gelangt ſeyn. Die hier zum Grund liegenden Verſchiedenheiten können nicht ausgeglichen werden, weil ſie auf einander geradezu entgegengeſetzten Grundſätzen beruhen, und während die einen nichts anders wollen, als das allgemeine Beſte und die Beförderung alles deſſen was die Intereſſen der Menſchheit und den öffentlichen Wohlſtand befördern kann; die anderen hingegen ihre beſonderen Intreſſen allein ohne Rückſicht auf Herabwürdigung und Verwilderung des Volkes, das ſie verachten, zum Zwecke haben. *)

Wir geben gerne zu, daß auch unſre Entſcheidung der ſtreitigen Frage, mit Schwierigkeiten verbunden iſt. Allein es giebt keine politiſche Einſichten die deren nicht darböthe. Alles kömmt darauf an, ſie zu vergleichen, gegen einander abzuwägen und zu entſcheiden auf welcher Seite ſich die geringeren befinden. Auch die ſtärkſten Einwürffe müſſen verſchwinden, ſobald man dazu gelangen wird, den Begriff des Bleibenden

*) Ob Bonaparte hier nicht gefühlt haben muß, daß eine Parteyen zu ihm ſpreche? A. d. H.

mit der aufgestellten Ordnung zu verbinden; die Umtriebe und die Bemühungen für neue Aenderungen werden aufhören, sobald man die Hoffnung, zu solchen zu gelangen, wird aufgegeben haben. Diese Stetigkeit aber, wird das Resultat der wohlwollenden Gesinnungen des ersten Consuls gegen die aufzustellende Regierung, so wie der Zusammensetzung dieser letzteren seyn. Es ist sehr wahr, daß in der Schweiz kein einzelner Mann gefunden wird, der mit hinlänglichen ausgezeichneten Eigenschaften begabt wäre, um durch einmüthige Willensäußerung des Volkes, an die Spitze der Regierung zu gelangen. Allein ausserdem daß Männer von dieser Art in allen Staaten sehr selten sind, so würde unser Volk auch nicht ohne Besorgnisse, so große Gewalten einem einzigen Manne anvertraut sehen. Die Aufstellung einer aus mehrern Personen gebildeten Regierung, würde seinen Gewohnheiten und seinen Wünschen weit angemessener seyn, und wir glauben, es haben sich im Laufe unserer Revolution Männer gefunden, die durch ihre Einsichten, bey ihre Rechtschaffenheit und bey ihrer Anhänglichkeit an Frankreich, das vollkommenste Zutrauen einflößen könnten. Wenn dieselben, mit übereinstimmenden

Absichten, festen Willen zu Erreichung derselben, und Weisheit in der Anwendung der hinlänglichen Mittel die in ihre Hände gelegt wurden, verbinden werden, so dürfen wir, nicht die Möglichkeit allein, sondern die Gewißheit voraussehen, daß es in sehr kurzer Zeit ihnen gelingen würde, die Gemüther zu besänftigen, die öffentliche Ruhe zu befestigen und das Zutrauen des Volkes neu zu gewinnen, das ihnen hinwieder als Stütze für die Erreichung ihrer Zwecke dienen würde.

Um unsere Begriffe bestimmter auszudrücken, fügen wir dieser Denkschrift die allgemeinen Grundlagen der aufzustellenden Centralität bey. Wir glauben, diese Frage müsse vor jeder anderen aus entschieden werden, da ohne diese Entscheidung die übrigen nur sehr unbestimmt und unzusammenhängend können beantwortet werden. Indem wir dieselben darlegen, hegen wir das vollkommenste Zutrauen, der erste Consul werde in seiner Weisheit dieselben würdigen, und indem wir also die Pflicht erfüllt haben, die unsere Ergebenheit gegen das Vaterland uns auflegt, glauben wir zugleich auch zum Ruhme des ersten Consuls beyzutragen, in einem Augenblicke, wo die Aufmerksam-

keit von ganz Europa mit lebhaftem Interesse auf die Schicksale der Schweiz gerichtet ist, und wo die Wirkungen der Eifersucht gehoben werden können, wenn man eine Ordnung der Dinge wird hergestellt sehen, die den innern Frieden und jenes Glück sicher zustellen vermag, das so viel edeldenkende Menschen so gerne bey uns wahrnahmen und mit uns theilten.

Grundlagen einer Central-Regierung.

Die allgemeine Regierung der helvetischen Bundes-Staaten umfaßt:

Die politischen Verhältnisse mit dem Ausland.

Die bewaffnete Macht und die Organisation der Milizen.

Die Gewährleistung der Cantonalverfassung.

Das Entscheidungsrecht über Streitigkeiten zwischen verschiedenen Cantonen.

Die sichere Polizey für alles dasjenige, was die Erhaltung der Ruhe des Staates und der Beobachtung der Federal-Gesetze betrifft.

Die Oberaufsicht über Civil- und Criminal-Rechtspflege; Die Criminal-Gesetzgebung.

Gesetze und Verfügungen die das Commerz-Wesen betreffen; Zoll-Städte und Zölle, Posten und Münz-Wesen.

Die allgemeinen öffentlichen Unterrichts-Anstalten.

Die Central-Bundesregierung ist einer von den Cantonen ernannten Tagsatzung, und einem permanenten Rathe von 24 bis 30 Mitgliedern, die durch die Tagsatzung also ernannt werden, daß jeder Canton wenigstens ein Mitglied dazu liefere, übertragen.

In Bezug auf die allgemeine Gesezgebung, gehört die Initiative der Gesetze dem Rathe, und ihre Sanction der Tagsatzung zu.

Der Central-Bundesregierung werden zu Bestreitung ihrer Ausgaben, die Einkünfte der National-Verwaltungen der Posten, der Salzwerke und des

Salzes, der Bergwerke, des Pulfers und des Salpeters und der Münzen, überlassen.

Der Ueberschuß der sich bey diesen Einkünften über die Regierungsausgaben hinaus, zeigen wird, soll alljährlich in die Militär-Kasse des Staates geworfen werden.

Ausser diesem Ueberschusse der jährlichen Einkünfte der Regierung, fliessen der Militär-Kasse der Ertrag der Zölle und Zollstädte und derjenige der Stempelabgabe zu.

Für die Errichtung und den Unterhalt der allgemeinen öffentlichen Unterrichts-Anstalten, soll eine besondere Kasse gebildet werden, zu der die Cantone nach Verhältnisse der besitzenden Domainen, Schuldtitel und Klostergüter werden beyzutragen haben.

II.

Im Thale der Repiſch.

Heimliches Thal, heimliches Flüßchen, Repiſa,
Geburtsthal meiner verkannten
Längſtgewichnen, geheimen
Ländlichen Laura!

Welcher Verſchluß, welche Eröffnungen winden
Geſträudereich ſich fort an kleinen Bergen,
O wie mannigfach redſelig
Eilte dein Waſſer,

Lang', eh' ich ward! Wie hob ſichs, — zerfloß dann
ſchweigend
Menſchenalter herab! Einſt als ich Knabe
Die erſten Haſelſtauden wölbte
Mir zur Bedachung,

Legteſt du, himmliſche Schönheit, mit deinem Anhauch
Hier dem Himmel die Kleine dar und der Erde:
In dein Quellgewäſſer, Repiſa,
Trippelte bald ſie,

Badete friſch ſich, und brach erſte Blumen, und wuſch da
Kräuter, Wurzeln, und ließ ihr erſtes Linnen
Abwärts fließen. O du der Schönheit
Ewiger Vater!

Staunend erſchreck' ich, und danke, daß du wagteſt
Dem Jünglingsaug' und dem männlichen mit ſolchem
Seelenreize ſchöne Töchter
Nahe zu führen.

Sieh ich entflieh — — J. Tobler.

III.

Minchens Geſchenketauſch.

oder

die Nachtſchwärmer.

Eine Schweizer-Idylle.

Am Ende eines Alpendörfchens ſchäumte das Bergwaſſer unter Käſehütten hin, die Felſen hinab, und bog ſich im tiefen Bette um eine kleine Landfläche, auf der, im Schatten hoher Apfelbäume, des Ziegen-Toby's altes Häuschen ruhte, einſam und ärmlich, aus Balken gezimmert und ſtrohgedeckt. Aber ein hübſches Gärtchen ſtreckte ſich vom Rebengeländer an der Fenſterwand bis zu des Baches Geſtad' hin, wohlgebaut und reich an Herbſtblumen und Früchten. Toby hatte längſt das Ziel ſeiner Lebensbahn in einem Ab-

grunde gefunden, in den er stürzte, als er, über Felsen kletternd, entflohene Ziegen suchte.

Stille und arbeitsam wohnte seit Jahren im verlassenen Häuschen seine Wittwe mit Minchen, ihrer sittsamen Tochter. Sonntags stand Minchen im einfachen leinenen Kleide unter den versammelten Mädchen bey der Dorflinde, wie die Feldlilie unter Grasblumen. Wenn da junge Reisende mit gierigen Blicken die schönen Kinder musterten, blieben ihre Augen gewöhnlich an Minchen haftend, und sie flüsterten sich zu: „Welch ein zarter Wuchs! Wie blond und „rosig! Wahrlich, das Mädchen wäre werth in ei„nem Harem zu prangen!“ Und wenn der neue Herr Pfarrer spazieren daher kam, wußte er immer etwas Freundliches mit dem züchtigen Töchterchen zu schwatzen.

Aber Minchen blühte auf in ihrer Unschuld, wie das Schneeglöckchen der Alpen 1), wenn es das weiße Häuptchen, rein und zart, aus umgebenem Moder emporhebt: denn der Fleiß ist ein Schutzgeist. Sie pflanzte treulich ihren Garten, sammelte emsig das Wiesenheu für die Ziegen, und half ihrer Mutter

bey jeder häuslichen Arbeit, mit einer Stimme dazu frohe Liedchen trillernd.

Jetzt umhüllte nächtliches Dunkel die Erde, und Herbstnebel umschwammen Felsen und Bäume. Alle Fensterladen waren geschlossen, und die Müden suchten die Ruhe. Auch Minchen hatte züchtig ihr Kleid abgelegt, und ihr kindliches Gebeth, im weißen Hemdchen knieend, zum heiligen Engel verrichtet. Jetzt leuchtete sie noch einmal mit dem brennenden Span unter die Ofenbank, wo neben dem lieben Turteltäubchen im Neste gar schön das artige Junge schlief; dann blies sie den Span aus, löschte seine Glut, und legte sich neben die wartende Mutter ins reinliche Bette. O wie schön ruhte sie da, wie viel schöner als ihre Täubchen im Neste!

„Lieb Mütterchen," sagte Minchen freundlich, „mir floh heute der Tag recht eilig hin; die hübschen Täubchen machten mir viel Freude: wahrlich! Niedermayers David, der wackere Junge, hätte mir nichts lieberes geben können, als diese Täubchen."

„Du wirst genug gebettelt haben, zudringliches Mädchen," erwiederte die Mutter.

„O nein, Mütterchen! Als ich neulich mit Nachbars Lieschen an seinem Garten vorüber gieng, da saß er unter einem Baume, eben gepflückte Aepfel erlesend. Lieschen rief ihm einen scherzhaften Gruß zu: „Guten Abend, David! Hüteſt du deine Früchte „wie der Drache den Schatz?“ — „Ha, gelüſtiges „Mädchen!“ rief er ihr lachend entgegen, „du hät„teſt wohl gern die Diebinn gemacht? Doch — „kommt nur herein, du und deine Geſpielinn dort „hinterm Buſche, ihr ſolt haben was ihr wollt!“ Da zog mich Lieschen zu ihm in den Garten. „Dieſe „Aepfel hier ſind noch herbe,“ ſagte er freundlich, „aber auf dem Söller drinn liegen mürbe und ſüßere.“ Er führte uns in die Stube, wo ſein alter Vater, mit langen greiſen Haaren, im Lehnſtuhl am Ofen ſaß, und uns freundlich zum Sitzen nöthigte. Der Sohn brachte bald auf zierlichbuntem Teller die niedlichſten Aepfel herbey, goldgelbe und dunkelrothe, mit großen Pflaumen untermengt; es war eine Luſt, ſie nur anzuſehen: faſt dauerten ſie mich, daß ſie verzehrt werden ſollten. Aber als wir ſchüchtern zu eſſen zögerten, da ſchälte und zerſchnit er ſelber die ſchönſten, und reichte uns ſcherzend die Schnitzchen dar.

Ja gewiß, Mutter, mir reichte er sie immer zuerst und die besten.“

„Während des Essens hörten wir das Girren seiner Turteltäubchen unterm Ofen; nur ein paarmale in meinem Leben hatte ich so artige Vögel, mit ihrem hübschen schwarzen Ringlein um den Hals, gesehen: ich bückte mich also nieder, um ihre Spiele und Nester besser zu schauen. Ach, wie schön wars! Sie hatten Junge; fast konnte ich des Schauens nicht satt werden, so kurzweilig dünkten mich die geselligen Vögel nnd ihre kleine Haushaltung. David erklärte uns, neben mir knieend, ihre ganze Lebensart, und sah so freundlich dazu, daß ich von dem Gitter kaum wegkommen mochte. Endlich mußten wir freylich Abschied nehmen: Lieschen war vernünftiger, als ich, und fühlte früher, daß wir auch wieder gehen müßten. David begleitete uns frölich, wie du weißt, bis zu unserer Wohnung. Die Trauben am Rebengeländer draußen gefielen ihm wohl, das sah ich deutlich. Hätte ich reife darunter gefunden, sicherlich wären sie sein gewesen; es hätte ja unartig gelassen, seine Freundlichkeit nicht zu erwiedern.“

„So!“ sagte die Mutter, und du hätteſt mich nicht einmal gefragt?“

Die Tochter antwortete lebhaft: „O ja, lieb Mütterchen! du hätteſt mirs gewiß nicht verboten; ich wollte dich gebeten haben, ſo dringlich, daß du mirs gern bewilligt hätteſt; und die Bitte wäre ja ſo billig geweſen! der artige Junge — weißt du? — Er war nicht lange fort, ſo ſtand er wieder da, in jeder Hand ein Täubchen bey den Flügeln haltend. Du hörteſt und ſaheſt es nicht, lieb Mütterchen, wie er, ſanft erröthend und beynahe ſtammelnd, die freundlichen Worte ſagte: „Minchen, mein Vater will, „ich ſoll dir dieſe Vögel bringen; deine herzliche „Freude daran hat ihn überaus ergötzt: er denkt, „ihr Beſitz könne niemanden mehr Freude machen, „als dir. Nimm ſie hin, und pflege ſie ſo gern, als „ich ſie gebe!“ Weißt du, wie wir da beyde in Ueberraſchung ſtanden, als hätte uns plötzlich Sankt Nikolaus ſelbſt 2.), mit Glanz ums Haupt, einen Korb voll Geſchenke auf den Tiſch geſetzt? — Nun aber, lieb Mütterchen, nun ſind die Trauben reif, ich prüfte alle Tage die Beeren. Auch die ſchönen ſchmackhaften Birnen am kleinen Bäumchen ſind reif,

schon kommen die Vögel, sie zu kosten. Darf ich nun mein Körbchen mit schönen Trauben und Birnen füllen, und sie dem braven David hintragen? Ach, darf ich?"

Sie schlang den runden weichen Arm schmeichelnd um den Hals der Mutter, als sie so bat, und schmiegte das Gesichtchen sanft an ihre Schulter, mit zärtlicher Stimme wiederholend: „Ach, darf ich?"

Sinnend und stille lag die treue Mutter ein Weilchen: jetzt aber sagte sie freundlich: „Willst du aufrichtig seyn, mein Kind?"

Minchen antwortete treuherzig: „O ja, lieb Mütterchen, du weißt ja alles, was hätte ich zu bergen?"

Die Mutter fuhr fort: „Gern erlaubte ich dir, Trauben und Birnen zu Niedmayers David hinzutragen, denn seine Freygebigkeit heischet Erwiederung: aber sieh, mein Kind, wenn du den David allzulieb gewänneſt, und er liebte dich nicht eben so herzlich, als du ihn, so würdeſt du ein unglücklich schmachtendes Mädchen werden, wie des Stadtgärtners schwermüthiges Hannchen. Hänge also dein Herz nicht so innig an einen Knaben (wär er auch noch so artig und

freundlich) ehe du wohl weißt, weß Sinnes er ist. Schau nur im Dorf umher! Da sind die meisten Jungen flüchtige, lustige Seelen, die jedem Mädchen, das ihnen gefällt, süße Wörtchen sagen, und Küsse stehlen, wo sie deren von den bethörten Kindern nicht willig erhalten. Aber ihr Herz ist unstät, sie fliegen, wie Sperlinge, von Dach zu Dach, und schnäbeln sich vor jeder Scheune. Auch merke dirs! Ein Mädchen, daß sich einen Liebling wählt, verscheucht meistens alle übrigen Freyer. Sieh, Minchen, ich sorge daher, wenn du Früchte hinträgst, so werdet ihr, David und du, immer freundlicher miteinander; dann weis bald jedermann im Dorfe, daß Niedmayers Sohn dein Liebling ist, und die Blicke der übrigen Jünglinge, die sonst wohl im Herzen rathschlagten, ob Minchen nicht ihr Weibchen werden könnte, vermeiden dich, oder gleiten gleichgültig über dich hin, wie über eine Blume in fremdem Garten; sie hoffen ja doch nimmer, sie pflücken zu dürfen."

„Aber Mütterchen!" versetzte die Tochter, „wenn mich David mehr liebte, als andere Mädchen — ach, wenn er mit treuem Herzen nur mir allein zugethan bliebe, o wie gern wär' ichs zufrieden, wenn kein an-

derer Jüngling mich anſähe, wie gern wäre ich mit ihm allein zufrieden! Sieh, er iſt ein ſo wohl geſitteter, froher und häuslicher Junge; keiner gefiel mir noch, wie er.“

„Das merke ich wohl, einfältiges Kind!“ erwiederte die Mutter, „aber woher weißt du, daß er dir ſo treu ergeben iſt? Erſt mußt du ihn ja länger prüfen. Hüte dich nur, daß du ihm nicht ſogleich zuviel gewährſt! Bald wird ers wagen wollen, dich zu küſſen; oder that ers etwa ſchon?“

„Nein, lieb Mütterchen,“ ſagte Minchen traulich, „aber neulich, als wir am Gitter vor ſeinen Täubchen knieten, umſchlang mich ſein Arm wie von ungefähr, denn er wollte nicht vors Licht rücken, und doch, mit der Hand hinter mir hervordeutend, jeden Vogel bezeichnen; da überlief es mich ſo wunderlich warm, und als ich ihm ins Antlitz ſah, glühte ſeine Wange, und ſein Auge glänzte, wie der Abendſtern aus purpurrothem Gewölke. Faſt glaubte ich, er hätte mich da geküßt, ſo zärtlich ſah er mich an; aber ſein alter Vater und Lieschen waren zugegen.“

„Ich glaube gar,“ sprach die Mutter lächelnd, „du wünschtest, sie möchten weggewesen seyn? Gestehe es nur!“

„Aufrichtig, Mütterchen! ich weis nicht, was erfolgt wäre: es deucht mir, ich hätte es kaum vermocht, mich viel zu sträuben. Wie müßte ichs denn machen, wenn er mich wieder so artig in den Arm nähme?“

„Thörichtes Kind! du sollst dich nie so in den Arm nehmen lassen; das ist eben die Hauptvorsicht: und geschieht es unvermuthet dennoch, so entweich ihm, so flink du dich drehen kanst. Auch mußt du es sorgsam vermeiden, mit David allein zu seyn; denn dies ist gefährlicher, als der Schlaf neben betäubenden Giftblumen; der Kopf wird sehr schwindlicht davon. Wäre aber einst nicht auszuweichen, so hüte dich ja, daß ihr euch nicht zu nahe kommet; solche Jünglinge sind, wie Gluth; sie sengen, was sie berührt. Das fühlst du ja.“

„Aber, lieb Mütterchen, wie werde ich das immer über mich vermögen? Es war so süß, als er mich umfieng.“

„Kind, desto sorgfältiger halte dich in der Ferne!“

„Ach, Mütterchen, ich wäre sogern in seiner Nähe: mir war so wohl bey ihm.“

So plauderten die Einsamen noch ein Weilchen.

Horch! da rauschte es draußen im Garten; Worte wurden geflüstert, vernehmbar aber unverständlich. Wie stutzte Minchen und ihre Mutter! Sie hielten lauschend den Athem an. Es knakte im Zaune, Fußtritte knisterten im Kiese; nun raschelte es gar im Reblaube am Fenster, und es tönte herein, wie von verhaltenem Lachen. Die Weiber fuhren zusammen.

„O Mutter, hörst du es?“ so klagte Minchen, sachte und erschrocken, „Ach, die Nachtschwärmer sind draußen; gewiß sahen sie unsre schönen Früchte blinken, und nun leeren die Wichte uns Rebe und Bäumchen: ach, du guter David, meine Freude ist zerstört!“

Nur der Verdruß hielt ihre Thränen zurück.

Die gute Alte horchte unschlüssig noch eine Weile; auch ihr bebte das Herz vor Aerger. Endlich faßte sie Muth: „Es ist vielleicht nur ein einziges Bubenpaar,“ sprach sie leise, „Das böse Gewissen zittert stets; was gilts, sie lassen sich schrecken, wenn ich schnell den Fensterladen öffne, und herzhaft

rufe?“ Sie stieg denn aus dem Bette, und warf sich in ihre Kleidung.

Aber Minchen trippelte ihr nach, im Finstern tastend, hielt sie flehend in den Armen, und bat mit leiser Stimme: „Ach, öffne nicht, lieb Mütterchen! Nachtschwärmer sind schadenfrohe, schlimme Bursche, voll Schalkheit und Muthwillens. Denke doch an Martins Anne, die Kecke! Als sie schauen wollte, ward ihr plötzlich ein großes Pflaster übers Antlitz geklebt. Und die lange Grethe, sobald sie das Haupt hinausstreckte, begossen sie mit Thierblut, so daß sie selbst zu bluten glaubte: ja sogar Männer wurden geneckt, wenn sie sich unvorsichtig hervorwagten; ach der dicke Thomas! weißt du, wie sie ihm schnell einen Sack übern Kopf zogen, mit einer Katze darin?“

Die Mutter war ohnehin zaghaft genug, es hätte kaum der Hälfte solche Zusprüche bedurft, um sie von dem Wagestück abzuhalten. Langsam schlich sie also zu ihrem Bette, im stillen seufzend.

Aber horch! draußen murmelte eine Stimme: „Treffliche Trauben! O Brüder, wie süß!“ Eine tiefere Stimm: brummte darauf: „Die Birnen hier

„schmecken wohl süßer; ha, welch ein Saft!“ Und der Sprechende schnalzte dazu mit der Zunge. Ein dritter sprach in geringer Ferne: „Ihr laßt mich „wohl trocken hier Wache stehen; ihr Thoren, reicht „mir auch von den Früchten!“— „Was willst du?“ riefen sie halblaut, hart am Fenster, „Trauben oder „Birnen?“— „Gebt mir von beyden!“ kam die Antwort übern Zaun.

Das gute Minchen weinte in ihr Kissen, und die Mutter wünschte alle Näscher auf die Gletscherspitzen hinauf. Endlich hörte man sie abziehen, und es ward wieder stille ums Haus. Aber lange scholl noch aus der Ferne her ihr Lachen und Jauchzen.

Traurig und verdrießlich warfen sich die beyden Verstimmten auf ihrem Lager umher; lange währte es, ehe der verscheuchte Schlummer ihre Augen schloß. Sie erwachten oft aus unruhigen Träumen, und willkommen glänzte ihnen der zaudernde Tag in Osten.

Kaum blendete das Morgenroth durch den herbstlichen Nebel, da giengen sie hinaus, die Verwüstung zu schauen. So geht der schüchterne Landmann auf seinen zerstampften Acker, wenn er vernimmt, Nachts seyen die dort gelagerten Feinde abgezogen.

Mit trüben, aber scharfen Blicken maßen beyde das Rebengeländer an der Fensterwand, und suchten ihr liebes Birnbäumchen. Siehe da! Kränze hiengen am Geländer, und Blumenketten am Bäumchen. Minchen machte große Augen, und rief wundernd aus: „Ach, Mutter! sieh doch die Kränze!“

„Hätten sie uns lieber die Früchte gelassen,“ antwortete die Alte, und hielt diese Pracht für Verspottung. Aber Minchen rief noch einmal voll Freude: „Sieh! auch Früchte hängen noch an den Zweigen, „sie nahmen nicht alle.“

Forschend eilten sie näher hin, und betrachteten genau die Reben am Fenster, und dann das Bäumchen mit den Birnen. Sonderbar! Je genauer sie zusahen, desto klarer ward es ihnen, daß auch nicht eine einzige Frucht fehle; alle prangten an ihren Aestchen, wie gestern, reif und unberührt, nur noch schöner unter Kränzen hervorblickend. Nirgends im ganzen Garten war eine Spur von Verwüstung zu schauen. Wie mußten sie nun beyde lachen! Aus dem mächtigen Verdrusse glom das froheste Gefühl auf. „Also wars „nur Scherz?“ sagte die Mutter, „wahrlich kein „unartiger Scherz!“

„Ach, die losen Jungen!“ erwiederte Minchen, „wie machten sie mir bange! doch sie sind brav. In der That, es gelang ihnen recht gut, uns glauben zu machen, sie ließen sich unsere Früchte trefflich schmecken. Wie mögen sie sich an unserer eiteln Angst geweidet haben, die Schalken!“

„Nun geschwind abgepflückt, mein Kind, so du deinem David ein Geschenk machen willst; denn ich möchte nicht darauf wetten, daß alles, auch heute Nachts, so unberührt bliebe. Die Kränze lassen wir zum Danke hängen.“

Frölich hüpfte Minchen hin, wählte die schönsten Trauben und Birnen aus, und trug sie, indeß ihre Mutter die übrigen pflückte, im Armkörbchen dem Liebling zu. Verschämt und mit klopfendem Herzen trat sie in Riedmayers Stube, und sprach von der Freude, die ihr täglich Davids Täubchen machten, indeß sie die Früchte auf den reinlichen Tisch legte. Wie erröthete David so hübsch! wie süß dünkte ihm jede Birne! Der Greis mit seinen Silberlocken labte sich auch, herzlich vergnügt, an dem niedlichen Geschenke. Minchen erzählte dazu die Geschichte der letzten Nacht, von der ihre Seele noch voll war.

„Siehst du, liebes Kind!“ sagte am Ende der Greis: „Der Muthwill selbst hat Achtung für häus-„liche Tugend, und schonet der stillen Wehrlosigkeit „und der liebenswürdigen Unschuld.“

F. X. Bronner.

1.) Galanthus nivalis Linn. Schneeglöckchen, Schneetropfen. Es wächst auf mehreren Alpen, als les Cretets de la Chaud-de-fonds, auf den Bergen bey Aelen, Montru u. s. w.

2.) Die Legende vom h. Nikolaus ist bekanntlich eine der ächt-moralischen und artigsten, die im Brevier stehen. Er soll von Patara in Lycien gebürtig und nachher Bischof zu Myra (im gleichem Lande) geworden seyn. Als Jüngling ver-nahm er, das ein armer Bürger seiner Vaterstadt, der drey erwachsene Töchter hatte, dieselben nach damaligen Sitten dem Hetären-Berufe widmen wollte, weil er kein Vermögen besaß, um sie auszusteuern. Nikolaus, vom Schicksale der guten Mädchen gerührt, schlich in der Nacht zur Wehrung des Armen, und legte ungesehen eine Börse mit Geld zum Fenster hinein, mit der Aufschrift: „Der ältesten Tochter zur Morgengabe.“ Als diese verehlicht

war, kam er wieder, und strekte eben so heimlich die Aussteuer der zweyten Tochter dem Vater durchs Fenster. Endlich wiederholte er das auch für die dritte, froh, aus drey zur Entwürdigung verurtheilten Mädchen drey würdige Hausmütter geschaffen zu haben. Die Beschenkten haben den unbekannten Engel am Ende wahrscheinlich belauscht, wie könnte man sonst wissen, das Nikolaus der Wohlthäther war? Ein so großmüthiger Geber bringt, was er thut, nie selbst unter die Leute. Die Katholiken einiger Gegenden haben noch jezt die Gewohnheit, zum Andenken jener schönen Handlungen, in der Nacht vor dem Feste dieses Heiligen, das am 6. December gefeyert wird, einen Verwandten als Bischof zu verkleiden, und von ihm ihre Kinder, wenn sie artig waren, mit allerley Spielzeug beschenken zu lassen. Es sollte mich wundern, wenn diese Legende nicht schon Stoff zu einem Romane geliefert hätte, oder noch liefern würde.

VI.

An die Phantasien Einer Wöchnerin.

Schwingt, ihr lieblichsten aller Phantasien,
Eure Schmetterlings-Flügel um das Kissen,
Das des Mütterchens Schläfe wiegt, des lieben
Holden Mütterchens, dessen Kinder alle
Wohlgestaltet, wie die in Titiano's
Meisterstücken, und gut sind, wie ihr Vater.
Naht, willkommene Flatterer, ihrem Bettchen,
Mahlt, was Heiterkeit auf die Stirn' ihr breitet,
Was das sanfteste Lächeln ihr entlockt!
Spielt prophetisch die schönsten Schattenspiele
Vor den Augen der stillen Aufmerksamen,
Zeigt ihr schmeichelnde Bilder süßen Glückes,
Das in häuslichen Kreisen einst ihr jüngstes
Nettes Töchterchen wird entstehen heißen,
Wie das Mütterchen rings in ihrer Nähe.

Brenner.

V.

Mädchenweihe.

Wenn ein Mädchen geboren wird,
Schweben Engelein nieder,
Singen leis, wie ein Mückchen schwirrt,
Lustweißsagende Lieder,
Hauchen Anmuth in sein Gesicht,
Lispeln: „Schwester, wir schmücken
„Deine Hülle mit Himmelslicht,
„Dein Beruf ist Beglücken.“
Sie berühren die Aeuglein ihm,
Und berühren sein Mündchen,
Und die Wänglein, und flüstern: „Nimm,
„Was gefällig macht, Kindchen!„
Dann umflügeln sie seine Brust,
Das kein Fehl sie entstelle,

Sprechend: „Werde der Thron der Luft,
„Werd' einſt nährende Quelle!
„Einen Himmel entdeckt in dir
„Dann dem Jüngling die Liebe;
„Ihn belohnen mit Huld dafür
„Deine ſüßeſten Triebe.
„Reihen künftiger Menſchen trägſt
„Du in ſchlafenden Keimen;
„Wenn du tändelnd die Puppe pflegſt,
„Sollſt du Mutterglück träumen.“

F. X. Bronner.

VI.

Die ſcheidende Jugend.

Die ihr einſt den frohen Lenz des Lebens
Fühltet mit mir an der Freundſchaft Hand;
Freunde meiner Jugend, ach vergebens,
Blicken wir nach jenem Feenland!
Wo Genuß die ſchönen Tage kürzte
In der Freude wolluſtreichem Schoos,
Und wo Freyheit jede Wonne würzte,
Unſchuld krönte unſer Loos.

Wo wir ſpielend unſre Kräfte übten,
In der Knaben ſorgenloſen Reihn;
Und wo jeder wählte was er liebte,
Mit den Brüdern traulich ſich zu freun;

Wo das Auge hin zum Schönen blickte,
Auf des Jura tannendunkle Höhn,
Hin zum Bielersee, der uns entzückte,
Wo die Weste lieblich wehn.

Hin zum grünen Eiland, das uns lachte,
Wo die wonnereichen Auen blühn,
Wo der seelenvolle Rousseau dachte,
Und am Rhein die süßen Trauben glühn;
Wo das Freudetrunkne Herz sich schmiegte
An den Mutterbusen der Natur,
Und auf jedem Schritte uns vergnügte
Ihrer Schöpfung Rosenflur.

Freunde, nimmer, nimmer kehret wieder,
Mit den Blumen Unser Lenz zurück! —
Denn es sank auf Chronos Wink hernieder,
Und der Sommer mit dem Flammenblick.
Darum wälken unsre Frühlingskränze,
Darum schweiget unser Lustgesang;
Darum ruhen unsre Reigentänze
Mit des Busens Wonnedrang.

Fahre wohl, du ſüße Zeit der Jugend,
Zarter Freuden lieblich Feenland!
Arbeit winkt uns, und die ernſte Tugend
Spornt zur That, es lockt uns der Verſtand.
Schweigt nur, weiche Klagen, nicht vergebens
Wollen wir mit Mannern jezt uns freun,
Und den ſchwülen Mittag unſres Lebens
Edler Thätigkeit nun weihn!

F. L.

VII.

Der Octoberabend 1803.

In die Fluthen des Meeres verſenkte den feurigen Wagen
Phöbus der ſtralende ſchon, Purpur entſtrömte der Bahn.
Ich entrann dem Getümmel der Stadt durch die lärmenden Thore,
Rettend auf ländlicher Triſt ängſtlich das fühlende Herz.
Warum thürmet; ihr Menſchen, ſo düſtre Mauern und Wälle
Um den wirthlichen Heerd koſtbar und mühſam euch auf?
Wollt ihr entziehen dem Auge das Licht des glänzenden Himmels,

Und der erquickenden Luft, freyen Genuß euch verbau'n?
Mir gefällt die Hütte von grünenden Hecken umschirmet,
Mit dem fröhlichen Blick fern auf die prangende Flur,
Und des Weisen Entschluß, der weit vom Getümmel der Thoren,
Hier am dämmernden Wald wählet ein Tuskulum sich.
Als dacht' ich; mir tönte das frohe Geläute der Heerden
Brüllender Rinder der Au, weidend den duftenden Klee;
Freyerlich rauschte vorbey der Strom des herrlichen Rheines;
Hinter dem blauen Gebirg stieg jetzt der Vollmond empor.[19]
O Natur, wie reizend im großen Gefilde der Schöpfung,
Reizend im Kleide des Herbsts, reizend in jedem Gewand!
Warum suchet der Mensch die süßesten Freuden des

Nicht im Schoos der Natur, wo ſie die Gottheit ihm beut?
Warum jaget er nach dem fliegenden Schatten der Ehre,
Häuft mit wuchernder Hand eitele Schätze ſich auf?
Warum wälzet er ſich im Taumel der wildeſten Lüſte,
Niederdrückend den Geiſt, der ihn zum Himmel erhebt?
Hier durchdrangen Gefühle der Wehmuth mir innigſt die Seele,
Und des armen Geſchlechts Schwäche beklemmte mein Herz.
Kläglich durchſauſte der Herbſtwind die Wipfel gewaltiger Eichen;
Ueber ihr fallendes Laub rauſchte mein Fußtritt einher.
Halb entblättert ſtanden ſo traurig die Zierden der Landſchaft,
Und der haine Geſang war mit dem Zephir entflohn.
Flora, dich ſucht' ich umher, ach auf dem weiten Gebirge,
Ach im dampfenden Thal fand ich dich, Flora, nicht mehr!

Alles entweichet anjetzt; dem letzten Apfel Pomonens
Glüht an der sinkenden Sonn' matter das liebliche Gold;
Nicht mehr prangen am Weinstock die lachenden Trauben Lyäens,
Und in dem schönen Gefild tanzet der Winzer nicht mehr.
Nebel umhüllten das Land, und Jupiter Pluvius herrschet
Ueber den kürzeren Tag und die verlängerte Nacht.
Schöne Natur! du scheidest allmählig vom nordischen Lande,
Und es klaget um dich schon die verödete Flur!
Schöne Natur, du scheidest, — so scheidet die blühende Jugend,
Und die männliche Kraft, traurig das Alter dahin.
Alles wechselt hienieden; wir eilen entgegen dem Grabe;
Jedem Erdengenuß schleichet die Nemesis nach.

Alſo klagt' ich; — Da lispelt' in mir des Genius Stimme,
Den die Gottheit zum Schutz ſterblicher Menſchen erkor:
„Klage nicht, Jüngling, es wandeln hier nur die „Formen der Weſen,
„Aber die Weſenheit ſelbſt trift nicht des Wan„dels Geſchick;
„Immer und ewig wirket die Glut der thätigen Veſta,
„Daß in erneuter Geſtalt lebe das alte Geſchöpf.
„Schlummert hier nicht im Saamen, o Jüngling, „die Aehre der Ceres?
„Nicht in der Knospe die Frucht, nicht in dem „Schößling der Wald?“
In ſich kehret Mutter Natur beym Froſte des Winters,
In der verborgenen Gruft keimet der roſige Lenz.
Hier erziehet zur göttlichen Tugend die Schule der Leiden,
Und der Wechſel des Glücks, warnet das ſchwache Gemüth:
Daß nicht am Staube der Erd' ſich feſſle die himmliſche Seele
Nicht der Sinnen Begier raube das Kleinod der Welt.

Weiſe waltet die Vorſicht; auf labyrintiſchen Pfaden
Führt Sie zum herrlichen Ziel vorwärts das All der Natur
Steur' im Vertraun auf Sie kühn durch die Fluthen des Lebens;
Zu dem ſeligen Port, trägt dich der ſchwankende Kahn.

F. L.

VIII.

An die Schweiz im Jahre 1803.

Wie dem verſchlagenen Schiff auf wilder Brandung des Meeres,
Nach dem Gewitter der Nacht leuchtet der Hoffnung Geſtirn;
So Helvetia dir, geſchleudert von Klippe zu Klippe,
Glänzt auf der nachtvollen Fahrt wieder ein freundlicher Stern.
Es verſtummt der Orkan, und im ſichern Hafen des Friedens,
Führt dich auf ſpiegelnder Fluth, ruhig ein lieblicher Weſt.

F. L.

IX.

Die Holdchen,

im Heidenloch bey Augſt.

Ein Schweizermährchen.

Neulich kam ich nach Baſel-Augſt, und ſah da die zerfallenen Reſte alter römiſcher Bauart: man erkennt doch ſelbſt an Ruinen den Geiſt dieſes großen Volkes, ich möchte ſagen, wie aus einzelnen verſteinerten Knochen den majeſtätiſchen Elephanten. Zwiſchen bebüſchten Gemäuern der zerſtörten Auguſta Rauracorum und dem noch kennbaren Amphitheather gelangte ich an ein kleines Geſträuch, und drängte mich durch Diſteln und Stauden zu einer Vertiefung darin. Sieh! da öffnete ſich unter Ranken und Gräſern ein altes Gewölbe, deſſen Inneres ich gern in Augenſchein genommen hätte, wäre nur ſogleich ein dienſtbarer Geiſt

mit der Laterne bereit gestanden. Allein so mußte ich mich an ein paar Einwohner der Gegend wenden, die auf dem nächsten Acker standen, und ihre Saat beschauten. Es schien mir der Herr und sein Pächter zu seyn. Indeß der letztere ins Dorf eilte, um Laterne und Licht zu holen, unterhielten mich Gespräche mit dem erstern, der mich ein wohlthabender Bürger aus Basel dünkte. Bald kam der Pächter mit der Laterne wieder, und wir versuchten in die Höhle zu kriechen. Aber Schutt und Gras ließen uns nicht weit hineindringen. Vertraulich mit uns auf Steinen an der Oeffnung sitzend vollendete dann der Herr seine Erzählung. Ich will versuchen, lieber Freund, Euch wieder zu sagen was er mir ziemlich malerisch vorzutragen wußte.

„Hier sehen sie das Heidenloch, sagte er: unsere Landleute meynen, es sey da herum nicht so recht geheuer. Mein Großvater hat mir oft wunderliche Dinge davon erzählt. Vor Zeiten lebten gar böse Herren und Frauen in der alten römischen Stadt, die auf diesem Platze stand: sie praßten gern, schmauseten viel, und zechten oft tief in die Nächte hinein: ihre armen Dienstboten aber hielten sie überaus strenge.

Die guten Mädchen durften faſt niemals ausruhen, ſo viel Arbeit luden ihnen die tyranniſchen Herrſchaften auf. Da weinten die geplagten Mägde oft in der Nacht, wenn ſie vor Mattigkeit die Arme kaum mehr regen konnten, und ſtrekten die wunden Hände gen Himmel. Nur mit Angſt und Furcht vor der Sklavenpeitſche wagten ſie es, ſich ein paar Stündchen der nöthigen Ruhe zu überlaſſen. Aber wer kann in die Länge der Natur widerſtehen? Die Mädchen ſchlieffen ein, und ſchlieffen nur deſto länger, je länger ſie ſich müde gewacht hatten. Als ſie ſich Morgens den Schlummer aus den Augen rieben, wurden ſie mit Schrecken gewahr, wie weit der Tag ſchon vorgerückt ſey. „Ach! hieß es, nun iſt es unmöglich, „mit meinen Geſchäften fertig zu werden; nun ſchlägt „mir die Peitſche wieder Arm und Rücken wund.“ Jammernd machten ſie ſich an ihre Arbeit, entſchloſſen, durch verdoppelte Anſtrengung das Verſäumte einzubringen. Leiſe auf den Zehen traten ſie in die öden Wohnzimmer der Herrſchaften, die noch warm in köſtlichen Betten lagen, und wollten die Gefäſſe des ſpäten Nachtmals wegnehmen, ſpülen und ordnen, dann den Boden fegen, und alle Geräthe

abstäuben; aber wie staunten sie einst! Gläser und Gefässe standen blank gescheuert in ihren Schreinen, die Polster waren frisch aufgeschüttelt, die Fußboden glänzten wie neu geglättet, nirgends ruhte ein Stäubchen auf den Geräthen, alle standen an ihren Plätzen, rein geputzt und schön geordnet. „Das hat ein un„bekannter Freund gethan," sagten die Mägde, und giengen in die Küche, um auch da die Ordnung wieder herzustellen. Aber sieh da! hier fanden sie das eben so: die Werkzeuge hiengen blank und gereihet an ihren Nägeln, Heerd und Pflaster sahen aus wie gewaschen, und jedes Stückchen ruhte an seiner rechten Stelle. Ihre Verwunderung stieg. Sie giengen zum Hühnerhofe und in die Ställe. Sonderbar! auch hier war schon alles gethan. Die Hühner hatten zu picken, der Hofraum war nett gekehrt, in frischer Streue scharrten Hahn und Hühner. Im Stalle fanden sich die Kühe, im neu gereichten Futter rauschend, ihr Lager war gesäubert und frisch bestreut, und in den Melkgefässen schäumte die noch warme Milch. Die erstaunten Mägdlein durchsuchten das ganze Haus, um den Dienstfertigen Helfer zu finden. Aber vergebens. Sie liefen aus mehrern Häusern,

als hätten sie sich bestellt, beym Brunnen zusammen, und erzählten sich ihr Abentener. Wie wäre es auch möglich, daß so redselige Wesen solch ein nächtliches Wunder nur ein Viertelstündchen lange verschwiegen? Horch, da hatten alle von gleichem Glücke zu sagen. Die eine sprach: „Das that gewiß mein Liebling;“ die andere meynte, sie habe wohl gar als Nachtwandlerinn selber gearbeitet; die dritte besorgte, es sey nur Zauberwerk. Jede rieth etwas anderes, keine errieth es. Ihr Staunen stieg immer höher, jemehr sie sannen. Welche Abrede konnte in den meisten Häusern zugleich die freundlichen Liebesdienste angeordnet haben? Es blieb unbegreiflich, sie mochten es überlegen, wie sie wollten. Da schleppte sich endlich auch eine alte kränkliche Magd zum Brunnen herbey, und mengte sich in die lebhafte Rathsversammlung. Nachdem sie dem Geschwätze ein wenig zugehört hatte, setzte sie die Gelte auf den steinernen Trog, und sagte: „Schwestern, ich will euch aus dem Traume helfen: im unruhigen Halbschlummer lag ich, matt und müde; auf meines Herrn Ruhpolster im großen Eßsaale, mir war nicht recht wohl: nur ein wenig wollte ich ruhen, und dann ausfegen. Da öffne ich plötzlich die

Augen, der Mond schien hell durch die hohen Fenster herein, sieh da! wie artig, ein Heer kleiner Kinder, ganz unbekleidet, trippelten im Zimmer umher, die einen trugen Wasser im Eimer herein, die andern wuschen, knieend oder sitzend, den Fußboden; noch andere reinigten, und ordneten Teller und Pokale, keines sprach ein lautes Wörtchen, unhörbar flüsterten sie sich zu. Ich getraute mir kaum zu athmen, das Herz schlug laut in meinem Busen; die fremden Gästchen, so schön sie waren, dünkten mich doch Gespenster. Schüchtern schloß ich die Augen wieder, und lauschte nur von Zeit zu Zeit, was die kleinen Wesen trieben. Sie arbeiteten lange fort. Ich wagte es allmählig, öfters aufzublicken. Plötzlich liefen sie alle zu dem Fenster, stiegen sachte hinaus, am Rebengeländer hinab, und verschwanden. Als ich aufstand, und in der Küche nachsah, fand ich auch da alles wohl bestellt, und gereinigt. Was müssen das wohl für Kinder seyn? —"

So erzählte die alte Magd, und alle zerbrachen sich ob dem Wunder den Kopf. „Möchten diese „Holdchen doch öfters kommen, und uns armen „Mädchen helfen!" Das war ihr einstimmiger

Wunſch. Jede nahm ſich vor, wohl acht zu haben, ob ſich die dienſtfertigen Zauberkinder nicht wieder ſehen ließen.

Am nächſten Morgen bezeugten mehrere Mägde, die ſonſt unter ihren Arbeiten faſt erlagen: „auch in „der verwichenen Nacht ſey von unbekannten Händen „ihre rückſtändigen Geſchäfte treulich beſorgt, und „jedes Geräth gereinigt, und ordentlich an ſeine „Stelle gebracht worden.“ Alle dieſe Erleichterten waren gerührt und voll Dank. Aber keine hatte die Holdchen geſehen. Eben daſſelbe geſchah in der dritten, in der vierten, und in vielen folgenden Nächten. Doch aber war es Niemanden gelungen, die Holdchen wieder zu erblicken. Von den Mädchen vernahmen das Wunder die Diener und die Frauen, von dieſen die Herrn. In allen geſelligen Zirkeln ſprach man nur von den Hyldchen. Das war und blieb der Name, den man den lieben dienſtfertigen Kindlein gab. Man ſcherzte und ſpottete in witziger Geſellſchaft über die nächtlichen Helfersbeſuche, einſam und heimlich aber war man betroffen und ſcheu wegen des Wunders. Leute mit böſem Gewiſſen getrauten ſich Nachts kaum mehr vor die Thüre zu gehen. Doch

allmählig wird die seltsamste Sache gewöhnlich, und gewöhnliche Dinge scheut man nicht mehr. Einige harte Herrschaften giengen so weit, daß sie in ihren Aufträgen weder Ziel noch Maß mehr hielten; halfen ja doch die Holdchen jeder Magd augenscheinlicher Weise; warum sollten sie die Dienste der Nachthelfer nicht auch als Erwerbsquelle benutzen? So belud man die armen Mädchen nicht nur mit der Sorge für die Reinlichkeit des Hauses und mit der Pflege der Hausthiere, sondern man forderte auch noch, daß sie täglich so viel Spannen, als etwa eine Unbeschäftigte spinnen kann. Die dienstbare Holdchen halfen indeß mit treuer Geduld aus der Noth. Was sie spannen, war ein Fädchen so gleich und fein, wie Seide. Wer hätte nicht gerne von dem Wundergarne gehabt? Nach und nach wagte es jede Frau, von ihrer Magd zur Tagesarbeit auch noch ein Strängchen Garn zu fordern. Und wahrlich, das Garn wurde geliefert! O wie dankten die guten Mägde! Wie verehrten sie die nächtlichen dienstbaren Gehülfen! Viele sparten ihnen von den besten Bissen, die sie etwa erhielten, und setzten sie Nachts auf reinlichen Tellern in den Zimmern umher, den Holdchen zur Erquickung, an-

dere errichteten gar Altärchen in ihrer Kammer, und verehrten die Wunder-Kinder als kleine Götter, ihnen Opfer in Schaalen, und Gebete darbringend. Aber sicher stand Morgens auf jedes Altärchen geschrieben: „Anbetung nur dem Höchsten!“ Die Speisen aber fanden sich unberührt.

Die reichen Frauen eilten sehr, aus dem feinen Gespinnste sich Busentücher weben zu lassen. Aber so wie sie die zarte Leinwand trugen, fuhren beißende Blätterchen darunter auf, und brannten auf der entzündeten Haut wie Feuer. Verdrießlich warfen sie also die Zauberschleyer weg, und einige waren boshaft genug, sie zu gleicher Pein ihren armen Mädchen zu schenken. Aber wenn eine brave Magd die Leinwand der Holdchen trug, so blühte ihr Busen nur desto schöner auf: eben darum verbrannte manche Frau ihre neuen Schleyer lieber, als daß sie dieselben der verachteten Magd überließ. Groß und klein versuchte allerley, um die dienstbaren Geister zu belauschen. Aber umsonst! Endlich ward der Unschuld gewährt, was dem Vorwitz versagt war. Ein paar gute arme Knaben verirrten sich einst spät am Abend im nahen Walde, und fanden erst bey Sternenschein

mit ihren Holzbürden den Ausweg ins freye. Müde und furchtsam hatten sie sich bis in der Nähe dieser Höhle geschleppt, vor der wir jetzt ruhen, hier setzten sie sich auf ihre Bürden, um ein wenig zu rasten. Da hörten sie unvermuthet einen leisen Gesang, sie horchten und schauten umher. Sieh da ward die Oeffnung der Höhle erleuchtet, immer heller und heller, und ein langer Zug schöner glänzender Kinder, ohne alle Bekleidung, ging daraus hervor. Die verirrten Knaben vergassen das Athmen, zitternd gafften sie hin, hart an einander geschmiegt. Als der Zug, gegen die Stadt hin, aus ihren Blicken verschwunden war, lispelten sie sich zu: „Das sind gewiß die „Holdchen.“ Und nahmen ihre Bürden auf, um auch zum Thore zu wandern. Sie fanden es verschlossen.

Nach langem Pochen und Rufen erkannte endlich ein Kriegsknecht ihre Stimmen. „Euer Vater „suchte euch schon längst.“ Rief er ihnen von innen zu; dann machte er Anstalt daß die Pforte geöffnet ward. Die Wache stellte die Eintretenden zur Rede, warum sie erst so spät zurückkämen? Eifrig erzählten sie von ihrer Verirrung, und von dem gesehenen

Wunder. Wem liefe der Mund nicht über nach einer solchen Erscheinung?

Kaum hatte die Morgensonne den Thau aufgetrocknet, so war die Geschichte schon auf den Lippen aller Einwohner; an Verunstaltungen und Zusätzen fehlte es nicht. Bald hieß es: die Zauber-Kinder hätten den Knaben dies und jenes wahrgesagt, ja sogar ein großes Wehe über die Stadt ausgerufen. Jedermann lief denn ins Häuschen der armen Knaben, und wollte von den kleinen Augenzeugen selbst den wahren Verlauf der Sache vernehmen. Die meisten brachten artige Geschencklein mit, und so ward der armen Familie die Erscheinung der Holdchen wohlthätig genug.

Unter den Wächtern am Thore hatten sich einige Jünglinge gefunden, die sich sogleich auf die Lauer legten, um den Rückzug der Wunder-Kinder zu belauschen. Wirklich hatten diese in der Nacht ihre freundlichen Geschäfte, wie sonst, vollbracht; aber die Laurer entdeckten keine Spur ihres Ganges. Sie schrien also, das Ganze sey eine sehr gemeine Lüge.

Einige junge Soldaten, die sich gern als muthige Gesellen hervorthun wollten, trafen bey Tische die

Abrede, mit einander in der Höhle worin die Wunder-Kinder hausen sollten, so weit als möglich vorzudringen, und dem einfältigen Gerede durch Entdeckung der Wahrheit auf einmal ein Ende zu machen. Sogleich wurden Laternen herbey geholt, und Stricke und Leitern in Bereitschaft gehalten. Wohlbewaffnet, und noch besser bezecht, zogen die kühnen Entdecker der Höhle zu, und loseten vor ihrer Mündung wer der erste hinein kriechen sollte. Mit der vorangestreckten Laterne schlüpfte einer nach dem andern durch den engen Schlund. Je weiter sie schlüpften, desto geräumiger ward der unterirdische Gang. Tropfen fielen vom nassen Gewölbe herab, und trafen zischend manches Licht. Besorgt, es möchten so alle erlöschen, ermahnten sie sich, mit übergebogener Hand die Laternen zu schirmen. Es umdufteke sie, wie Grabesgeruch. Düster brannten die Lichter. Eine Seitenhöhle that sich auf, weit und geräumig. Tief hinein in schwarzes Dunkel fielen die Stralen, und brachen sich an weißen kolossalischen Tropfsteinen, die wie Säulen an die Decke emporstiegen. Aus dem Innersten der Säulen hervor rauschte es wie ein ferner Bach. Enger und düster lief der gerade Gang in den Berg

hinein. Sie hielten Rath, welchen Weg sie wählen wollten; es ward beschlossen, erst den geraden Weg einzuschlagen, auf dem Rückwege aber auch die Seitenhöhlen zu besuchen. Sie verfolgten also, über ihre Laternen gebückt, den beschwerlichen Pfad. Weit gingen sie fort. Immer höher wölbte sich das Gestein. Fast wie im Kreuz-Gange eines alten Doms hallten ihre Stimmen wieder. Ihr Fußtritt knarrte in abgefallenen Sand und Graus. Manchmal fielen Splitter und Steinkörner vor ihnen nieder. Wie ein großer Saal that es sich auf. Es gefiel ihnen in dieser prächtigen weiten Gruft. Sie setzten sich auf liegende Felsenstücke an den Wänden umher, um auszuruhen, zündeten die erloschenen Lichter an, und schwatzten eine Weile, die geräumige Grotte und die Wirkung der Lichter bewundernd. Wunderlich brachen sich die Lichtstralen am rohen Gestein, nirgends herrschte eine regelmäßige Form. „Menschensinn baute hier nicht, Ungestalt „ist da unten zu Hause.“ Das bemerkten sie allgemein. Drey Oeffnungen, wie schwarze Thore, zeigten sich in dunkeln Vertiefungen. Aus der einen waren sie in den Saal getreten. Noch überlegten sie in welcher Gruft sie eindringen wollten. Horch! da tönte

es wie leise Musik aus der Ferne. Alle winkten sich, und schwiegen, lauschend, ganz Ohr. Es tönte fort aus der Ferne, wie wenn frohe Mädchen Lieder zur Harfe singen. Vernehmlich kamen die Töne aus einer der drey Oeffnungen. Es ward den Horchern warm um die Brust. Mit steigender Wißbegier trugen sie Steine zusammen, um damit ihren Rückweg zu bezeichnen, und traten mit ihren Laternen in die Gruft, woher die Musik so zart und leise erklang. Weithin krümte sich der düstre Gang, immer näher und näher den Tönen. Das Rauschen von Wassern mengte sich zu den Tönen. Jetzt hallte es ihnen zur Seite hinter hohlem Gesteine. Warnend kein Getöse zu machen, winkten sie sich zu. Sie wollten überraschen. Auf den Zehen schlichen sie hin. Ein tiefer Bach rauschte aus einer Seitenhöhlung herab, quer über ihren Pfad. Sie konnten nicht weiter. Aber wo sich der Bach in die Seitenwand verlohr, da glänzten seine Wellen vom Lichte, das nicht aus den Laternen der forschenden kam. Die vordersten bückten sich also nieder, und schauten über die Fläche des Wassers weg, hinein in die beleuchtete Grotte, aus der Licht und Schall hervordrangen. Liebliche Scene! Wie ein erleuchteter

Saal wölbte sich innen das Gestein, funkelnde Krystalle bekleideten alle Wände. die schönsten Kinder, jedes mit leuchtenden Stralen umgeben, unbekleidet und zart gebaut, badeten sich im klarsten Bache, andere tanzten auf glattem Fußboden leichte sanfte Reihen, spielten auf kleinen Harfen, indeß ihre Gespielen dazu sangen:

Wie süß ist, ihr Elfen
Das Göttergeschäft
Der Armuth zu helfen,
Indessen sie schläft!
O feyert das Glück
Bedrängte zu trösten
In ewigen Festen
Mit Wonnemusik!
Die himmlischen gönnen
Auf Erden nur denen,
Die Edelmuth kennen,
Dieß süßeste Glück.

So sangen die Wunder-Kinder. Die erstaunten Jünglinge drängten sich begierig an den Rand des Baches, wo ihren gierigen Blicken ein Theil des Gei-

ſterſaals offen ſtand. Jeder wollte Augenzeuge des lieblichen Wunders ſeyn. O wehe, da ſtießen ſie im Eifer ein paar der vorderſten in den rauſchenden Bach. Dieſe ſchrien laut auf, und plötzlich erfüllte ſich der Saal mit loderndem Feuer. Verſchwunden war die herrliche Scene. Unkenntlich fackelten Flammen durcheinander. Es krachte im Gebirge, ein Wirbelwind brauſte aus der Kluft hervor. Erſchrocken liefen die meiſten Jünglinge mit ihren Laternen davon, zurück durch den dröhnenden Gang. Kaum daß noch ein paar der Kühnſten ihre flehenden Gehülfen vollends aus dem Bache riſſen. Dann flohen auch ſie ſo eilig den Brüdern nach, als ihre Füße ſie tragen mochten. Keiner wollte der letzte ſeyn. Am engen Ausgange drängten ſie ſich, wie Schafe, die aus der Hürde eilen, und ſelber durch Drücken ſich das Thor verſperren. Fallende Tropfen löſchten die meiſten Lichter aus, die Angſt der Fliehenden wuchs: todtenblaß, mit berganſtehenden Haaren krochen ſie ans Licht, und ſchöpften draußen Athem, wie wenn ihre Bruſt ſich unter einem Kelter hervorgewunden hätte. Der Wirbelwind ſauſte ihnen nach, und wickelte ſie in Wolken

von Staub ein. Sie fliehen fort. Kaum erholten ſie ſich in der Stadt von ihrer Furcht.

Die Soldaten erzählten ihr Abentheuer; in wenigen Stunden wußten es alle Einwohner, nicht ohne Verbrämungen, welche die Verbreiter hinzugethan hatten.

Jedermann erwartete begierig, ob die Holdchen nun doch wieder ihre wohlthätigen Nachtbeſuche abſtatten würden. Sie kamen, wie vorher. Aber es ſchien von dieſer Zeit an, ſie vermieden es weniger, belauſcht zu werden. Manches ermüdete Mägdlein, das ſich kaum zu Bette gelegt hatte, ſah ſie zahlreich hereinkommen, und im Mondſcheine die läſtigen Hausgeſchäfte vollenden, die es ſelber vor Müdigkeit nimmer beſorgen konnte. Man ward allmählig dieſer regelmäßigen Dienſtfertigkeit der Holdchen ſo gewohnt, daß ſich da und dort eine wachende herausnahm, ſie anzureden. Aber kaum fiel ihr erſtes Wort, da waren die Wunder-Kinder verſchwunden.

Das Anſchauen der unbekleideten Kleinen erweckte das Mitleiden einiger Mägdlein, denn der Winter brach ein. „Es ſind doch arme Kindlein,“ ſagten

sie zu einander bey ihren Unterhaltungen: „und sie verdienen groſsen Dank; ohne sie würden wir wahrlich von Arbeiten erdrückt. Vielleicht ist ihnen jetzt, da es so kalt wird, mit warmen Kleidchen geholfen; wollen wir es nicht versuchen, und aus unserm entbehrlichen Gewande kleine artige Röckchen zusammen nähen, und sie den Holdchen hinlegen, mit Aufschriften, daſs sie dieselben anziehen möchten: denn sonst nehmen sie nichts.“ Der Einfall erhielt Beyfall. Mehrere beschlossen, aus Dankbarkeit, den wohlthätigen nakten Kindlein Kleider zu machen, und sie mit Zetteln dabey für sie zurechte zu legen. Eifrig nähten sie also in nächtlichen Stunden, und bald waren die Röckchen fertig, und wurden bereit gelegt. Jede hoffte den Kleinen damit ein angenehmes Geschenk zu machen. Wiſsbegierig erwarteten sie, ob die Holdchen diese Gaben auch annehmen, und Gebrauch davon machen würden. Aber wie erstaunten sie am Morgen, als statt der kleinen Röcklein schöne groſse Kleider von gleichem Zeuge zur Stelle lagen, die jeder der Geberinnen sowohl paſsten, als wären sie ihr an den Leibe gegossen worden! Nur die geschriebenen Zettel waren fort.

Das neue Wunder erregte groſses Aufſehen. Die Mägde, welche noch keine Röcklein verfertigt hatten, nähten jetzt in müſsigen Augenblicken bey Tag und bey Nacht, bis auch ſie ihre Gaben vollendet hatten. Selbſt einige geizige Frauen ſtoppten aus köſtlichem Zeuge hübſche Kleidchen zuſammen, und legten ſie mit Aufſchriften den Holdchen hin. Wer ſähe auch nicht gerne ein Kinderröckchen für ſich zum hübſchen Kleide ausgewachſen? Mit Verlangen ward jetzt ein günſtiger Erfolg dieſer neuen Schenkungen erwartet. Aber unberührt fand jede Geberin, des Morgens, ihre Gabe. Beſchämt verwahrten ſie die verſchmähten Röcklein, und getrauten ſich kaum einander was vorging, zu geſtehen. Nur wenige entſchloſſen ſich, die bereiteten Röcklein wahrhaft armen Kindern der Bürger zu ſchenken. Dieſen winkten Nachts die Holdchen mit freundlichem Nicken zu, in ſanfte Stralen gehüllt.

Ungeſtört fuhren indeſs die Holdchen fort, wie vorher, jeder beläſtigten Magd zu helfen. Ganz uneigennützig waren ihre Dienſte. Aber allmählig gewöhnten ſich die Mägde an dieſe treuen Gefälligkeiten, und wurden läſsiger in ihren Geſchäften. „Die Holdchen, dachten ſie, werden ſchon einbringen, was ich

„etwa verſäume," und ſteckten die Hände in die Taſche, und ſtellten ſich ſtundenlang zu klatſchen an den Brunnen. Ach, da blieben plötzlich die Holdchen weg, und verſagten ihre Dienſte. Die Trägen wollten ſie zuvor durch Thätigkeit wieder herbeylocken; allein die Wunderweſen hielten es damit, wie die Unſchuld; ſie kehrten nimmermehr in das Haus zurück, das ſie einmal verlaſſen hatten. Beſchämung hinderte die Verſchmähten ihr Mißgeſchick den Geſpielen zu offenbaren; heimliche Schadenfreude, daß es den Ungewarnten nicht beſſer ergehen würde, als ihnen ſelbſt, geſellte ſich dazu, und verſchloß ihnen den Mund. Wirklich währte es nur noch einige Monde, ſo fanden die Holdchen nur wenige Häuſer mehr, wo ſie einer Würdigen Beyſtand leiſten konnten. Faſt überall hatte ſie Trägheit und Mißbrauch ihrer Güte, vertrieben. Die wenigen ausharrend Fleißigen aber behauchten die Holdchen während des Schlafes mit beſonders blühenden Farben der Schönheit, und machten brave Jünglinge in Träumen aufmerkſam auf ſie, ſo daß jede bald eine glückliche Frau ward.

Endlich als der Salmenfang wieder begann, lauerten einſt beym Sternenglanze einige arme Fiſcher

auf Beute, da wo ſich die Ergelz in den Rhein ergießt. Sie hatten Feuer in ihren Schiffchen, um die Salmen durch Glanz herbey zu locken. Gegen Mitternacht löſchten ſie troſtlos das Feuer, denn ihr Fang war gering. und ſchickten ſich an, mit ihren Geräthen auf der Schulter, nach Hauſe zu wandern. „Weib und Kinder,“ ſo klagten ſie, „werden nun „wieder um Brod ſchreyen, und ach, wir armen „Laurer plagen uns die halbe Nacht, und fangen „doch kaum genug, um uns Hungers zu erwehren; „verwünſchtes Gewerbe, das ſeinen Mann nicht „nährt!“ Da glänzte es durch den Nachtnebel ans Rheinufer herunter, wie wenn viele Fackeln hinter Mauern getragen werden, und helles Licht blendete in die Dünſte empor. Die Fiſcher ſchauten verwundert zu, wie die ſonderbare Beleuchtung immer heller und näher heranrückte. Sieh da! Jezt kam an der Ergelz herab ein langer Zug, der bekannten Wunder-Kinder, nackt und ſchön; von ihnen ging der Glanz aus, weit hinauf in die Lüfte. „Das ſind ge„wiß die Holdchen,“ ſagten die ſtaunenden Fiſcher zu einander, „laßt uns lauſchen, wohin ſie ziehen!“ Aber die Holdchen zogen gerade auf ihre Schiffchen zu.

Wundernd und bange erwarteten die Männer, was die Wunder-Kinder ihrer wollten; und wußten nicht, sollten sie fliehen oder bleiben. In der Angst standen sie, wie eingewurzelt. Da kamen die Holdchen, zahlreich, ein kleines Heer, ganz nahe zu ihnen heran; einige trugen kleine Harfen an Rosenbändern von der Schulter hängend, andere hielten nette Tamburine mit klartönenden Glöckchen unter den Armen; noch andere hatten niedliche Flöten von Elfenbein in den Händchen: und eines der schönsten Kinder sprach mit zarter aber vernehmlicher Stimme: „Fischer, führt „uns über den Rhein!“ Die Männer setzten ihre Geräthe nieder, löften ihre Schiffchen von den Pfählen, und ließen in jedes so viel Kinder treten, als Raum darin hatten. Selbst auf die Seitenbretter stellten sich die Kleinen, leicht und gelenk, wie Zephyretten. Es wimmelte in jedem Schiffchen. Bey den Händchen sich haltend, und ihre kleinen Harfner und Flötenspieler umschließend, schifften sie hin, und sangen:

Ihr Mädchen, wir gehen,
Wir halfen euch treu;
Doch Läßigen stehen
Die Elfen nicht bey.

Nur Fleißigen weihen
Wir Beystand und Huld,
Die Thätigkeit scheuen,
Die tröste — Geduld!

Beladenen die Bürde
Zu leichtern ist süß.
Doch weichliches Rasten
Vertreibt uns gewiß.

Mehr konnten die Fischer von ihren Gesängen nicht im Gedächtniß behalten. Am andern Ufer hüpften die Kinder aus den Schiffchen, und jedes hob einen Kiesel vom Ufer auf, und warf ihn seinem Fährmann in den Kahn. Diese machten wunderliche Mienen ob dem lächerlichen Fährlohn. Kaum aber hatten die Holdchen sich weggezogen, und den Weg nach dem Gebirge eingeschlagen, so warffen die Fischer, verdrießlich, daß sie noch einen Haufen Steine mit sich führen sollten, den größten Theil davon in den Rhein. Nur wenige blieben in den Winkeln der Schiffchen liegen. Aber o wie sehr bereuten die Armen ihre Unbesonnenheit, als sie am folgenden Morgen wieder ihre Kähne bestiegen! Sieh da, jeder Kiesel, der sich vom Se-

ſchenke der Holdchen noch in den Winkeln derſelben fand, blinkte, und war ächtes ſchwäres Gold. Vergebens ſuchten ſie nun die weggeworffenen Klumpen im Rheinſande, und riſſen ſich faſt die Haare aus, weil ſie einen Reichthum ſo unbeſonnen fortgeſtoßen hatten. Doch gewährten ihnen ſelbſt die zurückgebliebenen Reſte noch ſo viel Hülfe, daß ſie von nun an der größten Noth ſich entriſſen fühlten, und aufrichtig den Holdchen dankten. „Ach!“ ſagten ſie oft, „wenn ſich der Menſch auf den Werth und den rechten Gebrauch der Geſchenke verſtünde, die ihm höhere Weſen reichen, wie glücklich könnte er ſeyn.“

F. X. Bronner.

X.

Der Alp

oder

Das Schrattelein.

Ein Schweizermährchen.

Ein wildes Gebirg iſt die Schratten im Entlibuch. Ungeheure Felſenblöcke, an ihren Abhängen, in Wäldern hingeworfen, hemmen die Schritte deſſen, der ſie beſteigen will. Weiter hinauf verliert ſich das Gehölz, und macht den prächtigen Alproſen *) und unzähligen andern kräftigen Gebirgspflanzen Platz. Nur ſparſam klammert ſich da die Zwergtanne noch in die Ritzen der Klippen ein. Gräßliche Schlünde zerreißen die ſchrofen Wände, zerborſtene Grathe ver-

*) Rhododendros ferruginea L.

biethen dem Fuße das Wandeln, tiefe Höhlungen hauchen kalte Winde aus. Die Natur scheint sich hier in Verheerungen zu gefallen. Risse, Schründe, Abstürze wechseln in grausem Gemisch mit einander ab. Einsam wohnt der beherzte Alpenhirt mit seinen Schafen in diesen hohen Wildnissen; nur das Berggeflügel und die Singvögel der Höhen vereinigen hier ihre Stimmen mit dem Geklingel der Heerdeschellen; und der mächtige Riesengeyer zieht in rauschendem Fluge laufende Schatten seiner weit verspreiteten Flügel an kahlen Felsen hin, zum Schrecken der Lämmer und der Hirten.

Klusalp heißt eine Gegend dieses wilden Gebirges. Vor Zeiten wohnte da ein frommer Einsiedler in seiner Klause; nach ihm ward dieselbe in eine Käsehütte umgestaltet: aber die Alp behielt von ihr den Namen.

Berühmt war der alte Einsiedler wegen seiner Frömmigkeit in der ganzen Gegend umher. Eheleute, die in Unfrieden lebten, versöhnten sich auf seinen Zuspruch hin, und lebten eine Weile verträglicher. Liederliche Jünglinge, die als Reisläufer verdorben nach

Hauſe kamen, und den Bruder Bendicht beſuchten, kamen ſtiller zurück, nahmen ſich ein braves Mädchen zum Weibe, und gewannen allmählich ein ordentliches Gewerbe lieb. Kranke Landleute und ihre Kinder erhielten von ihm in einfachen Tränken ihre Geſundheit wieder; denn er kannte die Kräfte der Kräuter, und das Volk vertraute dem frommen Manne, wie einem Heiligen. Der Zulauf der Hülfsbedürftigen war ſo groß, daß er zur Beherbergung noch eine kleine Hütte an ſeine Zelle anbauen mußte: denn es dunkte ihm unchriſtlich, Müde und Kränkelnde bey ſinkendem Abend noch den Gefahren des mühſamen Bergſteigens auszuſetzen. Freylich konnte er dann ſeinen Gäſten nichts anbieten, als ein wenig Ziegenmilch und magern Käſe, ein trockenes Lager auf Heu und ſeine eigene wollene Decke darüber. Aber die Müden dünkten ſich glücklich, neben dem frommen Klausner der Ruhe pflegen, und Morgens den Weg zur Heimath, ohne die Schrecken der Dunkelheit, antreten zu können.

Nachts erhob ſich Bruder Bendicht gewohnter Maßen von ſeinem Lager, und lobte den Herrn im Gebete nach Davids Weiſung, der in den Pſalmen

ſagt: bey Tag und bey Nacht lobte ich den Herrn. *) Wenn er allein war, überließ er ſich oft ſeiner Rührung, und ergoß ſeine Gefühle in lauter Hymnen: aber ſo oft er Gäſte bewirthete, begnügte ſich der demüthige Beter, dem Unſichtbaren ſeine Gedanken leiſe zu vertrauen.

Einſt überfiel zwey Geſchwiſter, Beat und Agnes, eben da ſie ihn beſuchten, die rauheſte Witterung: Schneegeſtöber und Regen hatten plötzlich die Steige ſo ſehr verdorben, daß ſie in der einſamen Hütte, neben Bruder Bendichs Zelle, ſchon zum andernmale übernachten mußten; denn es war auf den ſchlupfrigen, verſchneyten Pfaden, ohne Lebensgefahr, nicht fortzukommen. Nächtliches Dunkel umhüllte jetzt das Land. Der Wind braußte um Dach und Wände, daß Thür und Pfoſten krachten. Kein Sternchen leuchtete durchs enge Fenſterlein: dicke Wolcken fuhren ſchwarz vorüber. Es rauſchte in Lüften, wie von verhallenden Donnern. Stürmiſch war die Nacht. Kaum konnten Beat und ſeine Schweſter Agnes auf ihrer

*) Der gewöhnliche Grund der Ordensgeiſtlichen, den ſie für den nächtlichen Chor anführen.

Streue den Schlaf finden; ſo grauſig dröhnte es um die öde Klauſe her. Wäre der heilige Mann nebenan in der Zelle nicht geweſen, ſie hätten ſich herzlich gefürchtet. Endlich ſchlief doch die matte vollblütige Agnes ein.

Mitternacht rückte heran: horch, da trabte es draußen, wie wenn ein Reiter im vollen Galopp daher ſprengte. Pferdeeſchnauben ward hörbar, hart an der Hütte. Es rauſchte wie wenn jemand zum Fenſter hereinkröche. Beat fieng ſich zu fürchten an, und getraute ſich kaum zu athmen. Jetzt rauſchte es im Heu, jetzt gar über die Decke; Beat zitterte, und Agnes fieng bald darauf ſchwer zu ächzen an: immer ängſtlicher und ſchmerzlicher ſtöhnte ſie. Der arme Junge ſchwitzte große Tropfen, und barg ſich unter die Wollendecke, als wenn er ſich dem Ungeheuer dadurch entziehen könnte.

Endlich vernahm der fromme Klausner das Stöhnen der Kranken: denn eben war er zum nächtlichen Gebete erwacht. Geſchwind blies er über der Gluth im Winkel dürre Späne in Flammen, zündete die Lampe an, und eilte in die Nebenhütte. Wie ſtaunte

er? Ein gräßlich hoher Rappe ſtand an die Hütte feſtgebunden, ſeine großen rollenden Augen ſprühten blendendes Feuer, Schwefelflammen fuhren aus ſeiner Naſe, er ſtampfte die Felſen, daß Funken aufſpritzten, und wieherte ſo entſetzlich, daß Klauſe und Felſen erbebten. Der fromme Mann erſchrack anfangs ob dem Ungeheuer: doch faßte er ſich ſogleich wieder, indem er dachte: „Gott iſt mit mir und die heiligen Engel; was ſoll ich vor Geſpenſtern beben."

Während er ſich ſammelte, ſieh, da kroch ein häßlich behaartes Weſen zum Fenſterchen der Nebenhütte heraus. „Wie?" dachte der heilige Mann: „ſoll der Böſe ungeſtraft meine Gäſte quälen?" Geſtärkt vom Gefühle ſeines Schutzrechtes, griff er mit heiligem Unwillen nach dem Geſpenſte, und rief: „Im Namen Jehovas befehle ich dir, ſteh und ant„worte!" Und das Geſpenſt ſtand! die Lampe des Einſiedlers beleuchtete es. Eine häßliche Figur, mit Thierohren am affenmäßigen Kopfe, über und über mit ſchwarzen Haaren bewachſen, auf Hundsfüßtn ruhend, mit langen Nägeln an den Pfoten, mit grinſendem Lächeln, ſtand vor ihm. „Ich beſchwöre dich, Geſpenſt, wer biſt du?" ſagte der Einſiedler; drin-

nen hörten Beat und Agnes zitternd alle Worte. Da fieng der Geist zu heulen an, daß rings umher die Wälder dröhnten: aber er sprach kein Wort. Es waren grausige Laute: Schauder überlief die Haut der Hörer. Auch sein Rappe bäumte sich hoch auf, blies Flammen aus, und drohte den heiligen Mann zu erschlagen. Der fromme Bruder aber segnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und das Höllenpferd blieb stehen, so zahm wie ein müder Ackergaul mit hängendem Kopfe. Behende nahm Bruder Bendicht seinen geweihten Rosenkranz, samt dem heiligen Cingulum zur Hand, und fesselte damit das winselnde Ungeheuer ans Kreuz, das aufgerichtet vor seiner Zelle stand. „Jetzt sprich, Gespenst," sagte er ernst, „oder ich geißle dich mit den heiligen Scapulieren, und Monika Gürteln. Sprich die Wahrheit, im Namen der Stifterinn des heiligen Rosenkranzes gebiete ichs dir!"

Da ließ sich der verdammte, wie ein Waldteufel auf sein Gesäß nieder, stützte beyde Vorderpfoten unters Kinn, knirschte mit den Zähnen, und fieng an zu reden:

„Drüben im Scheibenloch *) wohne ich, tief in der Erde. Ein Marktschreyer war ich im Menschenleben. Tausende haben meine falschen Arzneyen, und mein leichtsinniges Aderlassen getödtet. Dem Unkundigen schien ich ein Wunderarzt. Alles lief mit vollen Händen mir zu, und brachte mir Gaben, um mir nichtige Mittel und Räthe theuer zu bezahlen. In Schenken und auf Strassen lauerten meine Spione; stündlich und genau hinterbrachten sie mir, welcher Gebrechen sich jeder Kranke, der zum Doctor wallfahrtete, zu klagen hätte; so ward mir jeder Hülfesuchende zum voraus verrathen. Beym Eintritte konnte ich sie sogleich mit Herzählung ihrer Leiden überraschen. Ha, wie wunderten alle! Geld und Gaben strömten mir zu. Doch war mein Wissen nichts als eitler Betrug. Aderlässen verordnete ich fast jedem, der da kam; Unzählige verlohren darüber Gesundheit und Leben. Ein Spiel war es mir, Leichtgläubige zu tödten. Aber ich ward reich, wie ein Graf: ein Schloß kaufte ich mir; ein schöner Rappe trug mich zu reichen Patienten, wo grosser Lohn zu erholen war, oder zu kränkelnden

*) Eine bekannte große Höhle der Schratten.

Mädchen, die ich gern zu meinem Willen verführte. Endlich rief mich der Richter vor Gericht. Mein Hingang war der Tod der Verzweiflung. Das Urtheil fiel. Trugvoller Bluträuber, Gesundheitsmörder und Unschuldverderber, deine Strafe sey ewig, die vollblütige Unschuld und Schwäche, wenn sie schläft, vor Gefahr zu warnen. Ein Höllenpferd ward mir gegeben, das von ferne schon krankes Blut wittert. Seitdem reite ich umher, und werfe mich Nachts im Schlafe über die vollblüthigen her, sie drückend und drosselnd, zur Warnung, daß sie zur Ader lassen sollen: o wie quält es, daß ich nur als Phantom so manches schöne Mädchen noch drücken darf!" Jetzt schwieg der Geist. „Daran erkenne ich klar," erwiederte der heilige Einsiedler, „daß du fortdauernd der Verdammung werth bist. Aber ich will es meinen Brüdern kund thun, daß dein Drücken eine Warnung ist, seiner Gesundheit durch Blütlassen zu Hülfe zu kommen." Da löfete er den heiligen Gürtel, und der Alp schwang sich auf sein Höllenpferd, und ritt über den Grath der Schratten weg, daß Feuer aus den zerrissenen Felsen prasselte. Oft sehen ihn die Hirten noch, mit

Grauen, in nächtlichen Stunden ausreiten, oder zum grausen Scheibenloch heimkehren. Kaum trauen sie sich, einander leise zuzuflüstern: „Siehst du das Schrattlein? (* Es reitet wieder zum Drücken aus.“

F. X. Bronner.

---

*) So wird in vielen oberdeutschen Gegenden der Alp genannt.

XI.

Naturgeſchichte.

Torf.

Im zweyten Bande der Annalen des National-Muſeums der Naturgeſchichte zu Paris, welche die geſchickteſten Profeſſoren dieſes Inſtituts ſeit dem Octob. 1802 herausgeben, und wodurch die Naturgeſchichte, beſonders die ſo lange vernachläßigte Abtheilung der Würmer, Mollusca (Weichſchnecken der Gewäſſer), bereits viel gewonnen hat, befindet ſich Seite 91. des zweyten Bandes ein Schreiben des Herrn v. Marum, Directors des Teyloſchen Muſeums zu Harlem, an Herrn Faujas-Saint-Fond, über die Entſtehung des Torfs eingerückt, das wohl auch die Aufmerkſamkeit der ſchweizeriſchen Naturforſcher verdient. Vielleicht werden die Verfaſſer jener intereſſan-

ten Aufsätze über eben diesen Gegenstand, im vierten Bande des Höpfnerschen Magazins für die Naturkunde Helvetiens, hiedurch zu neuen Beobachtungen gereizt, und theilen dem Publikum ihre nützlichen Erfahrungen mit.

Harlem den 1 Jan. 1801.

Seitdem die Untersuchung des Torfes der Sümpfe gelehrt hat, daß dieselbe ein Gemeng aus dem Abfalle (detritus) von Stengeln, Blättern, Wurzeln und anderen Theilen der Pflanzen sey, und seitdem man, sowohl aus der Situation der Torfrinden an hochliegenden sumpfigen Abhängen, als aus andern Beobachtungen erkannt hat, daß sowohl die holländischen als andere Torflagen nicht durch Ueberschwemmungen an ihre Stellen gelangten, sondern da, wo sie sich gegenwärtig finden, erzeugt wurden; seitdem wünschte man auch zu wissen, welchen Pflanzen der Torf eigentlich seinen Ursprung verdanke. Im J. 1789 machte ich von ungefähr eine Beobachtung, die mir viel Licht über diese Frage zu verbreiten scheint. Wenigstens zeigt sie, aus welchen Pflanzen in kurzer Zeit Torf entstehen kann.

Im Jahr 1784 ließ ich in einen Garten bey Harlem einen kleinen Teich, zehen Fuß tief, ausgraben, um chineſiſche Goldfiſche darin zu unterhalten; das Erdreich war ganz und gar nicht ſumpfig, es hatte lange Zeit, bis zu einer Tiefe von 5 Fuß, als Gartenland gedient: eine Schichte von bläulichtem Sande lag darunter. *)

Um die Seitenwände dieſes Baſſins zu befeſtigen, ließ ich ſie rings umher mit Dielen bekleiden.

Vom Jahre 1786 an bemerkte ich, daß der kleine Teich viel von ſeiner Tiefe eingebüßt habe, ohne die Urſache davon zu errathen.

Anfangs ſah ich einige Waſſerpflanzen darin, die ſich mit großer Fruchtbarkeit vermehrten, und das Baſſin endlich völlig einnahmen, ſo daß ich es reinigen laſſen mußte, um meinen Fiſchen für ihre Bewegungen Platz zu machen, und ſie ſichtbar zu erhalten: dieſe Vermehrung der Waſſergewächſe nahm von jener Zeit an, immer zu, und die Tiefe des Teiches verminderte ſich verhältnißmäßig.

---

*) Es ſcheint alſo, der Grund des Teiches ſey Sand, mit bläulichem Thon gebunden, geweſen. Anmerk. d. H.

Im Hornung 1789 ward mein Garten überschwemmt, und so viel Letten in das Bassin geschlemmt, daß ich erst das Wasser auspumpen, und dann die Erdtheile herauswerfen lassen mußte. Ich trug den beyden Arbeitern, die ich angestellt hatte, auf, den Teich bis auf den Grund zu leeren. Sie arbeiteten also, wie ich befohlen hatte. Als sie mir aber anzeigten, daß sie damit fertig wären, staunte ich nicht wenig, die Tiefe nur 6 Fuß zu finden. Sie betheuerten, das Bassin könne nie tiefer gewesen seyn, denn sie hätten es ja, bis auf den festen Grund hinab, völlig geleert Da ich das Gegentheil wußte, so befahl ich, die Arbeit fortzusetzen, und bis auf den bläulichen Sand hinunter zu graben, der den wahren Grund des Bassins machte. Kaum hatten sie angefangen, so bemerkte ich, daß sich eine Lage Torf, vier Fuß dick, darin gebildet hatte. Dieser Torf, als er getrocknet war, brannte und verkohlte sich, wie der gewöhnliche, und ich zeigte ihn mehrern Wißbegierigen und Kennern der Torfarten.

Dieses wirklich sonderbare Ereigniß ist der Aufmerksamkeit um so würdiger, da ich Gelegenheit hatte, zu gleicher Zeit zu beobachten, aus welchen Pflanzen jener Torf entstand.

Während der ganzen Zeit, da der Torf ſich in meinem Teiche anhäufte, ſah ich faſt keine andere Pflanze darin, als den Waſſerfaden der Bäche, (Bach-Waſſerfaden, Bach-Grasleder, Conferva rivularis Linn.) und das ährenförmige Federkraut (den ährichten Federball, Myriophyllum ſpicatum Linn.) Es iſt wahr, ich erblickte am Borde des Baſſins auch einige andere Pflanzen, aber in ſo geringer Anzahl, daß ſie nur wenig zur Bildung des Torfes beygetragen haben konnten.

Nachdem das Baſſin geräumt war, zeigte ſich der Bach-Waſſerfaden nicht mehr, aber das ährenförmige Federkraut vermehrte ſich da ſo ſehr, daß ich genöthigt ward, es einige Male des Jahres herausſchaffen zu laſſen. Ich bemerkte auch, daß ſich die Tiefe des Teiches wieder verminderte, aber weniger ſchnell als das erſtemal.

Begierig, zu wiſſen, ob ſich neuer Torf darin angeſetzt hätte, ließ ich im Jahr 1798 denſelben wieder räumen; aber es kam kein Torf zum Vorſchein; der Laim, der ſich da abgeſetzt hatte, glich völlig dem, der ſich von den Reſten der Waſſerpflanzen in Süm-

pfen bildet. Diese letzte Beobachtung, mit der vorigen verglichen, zeigt klar, daß vorzüglich der Waserfaden diejenige Pflanze sey, welcher der Torf, der in stehenden Wassern entsteht, seinen Ursprung verdankt.

Man könnte aber fragen: warum taugt denn der Wasserfaden besser, um Torf zu erzeugen, als andere Wasserpflanzen? Es scheint mir größtentheils daher zu rühren, weil dieses Gewächs nicht so leicht fault; wie solches aus den Beobachtungen des Botanikers Meese und andrer erhellt. Auch scheint es, der Wasserfaden bekomme gegen den Herbst eine größere eigenthümlichere Schwere; daher er sich denn auf den Grund legt, andere eingemengte Kräuter mit sich niederzieht, und gleichsam eingräbt.

Meine Beobachtungen lassen mich noch überdas glauben, daß der Wasserfaden zugleich die Eigenschaft besitze, das Faulen der Pflanzen, die neben ihm grünen, zu verhindern, weil das Federkraut, dessen Reste sich nach der ersten Erfahrung unaufgelöset erhalten hatten, zufolge der zweyten, da nämlich der Wasserfaden nicht mehr neben ihm grünte, völlig aufgelöset ward.

van Marum.

Es ist freylich schon längst bekannt, daß der Torf aus allerley Wasserkräutern bestehe, zu denen man auch Laub und Zweige der Erlen und allerley Weidenarten, Binsen, Schilf, Heide, nebst einer Menge Moose, Gräser, Seidenbinsen u. s. w. zählte. Allein die Bemerkung, woher es rühre, daß diese Pflanzenreste nicht faulen, sondern zu Torf werden, ist neu. Allerdings wäre es also wichtig genug, fernere Beobachtungen anzustellen, und zu sehen, welche Kräuter eine fäulnißwidrige Kraft besitzen, und die übrigen ihnen beygemengten vor der Auflösung bewahren, und zur Torfanlage zubereiten. Es läßt sich vermuthen, daß diese Kraft nicht nur dem Bachwasserfaden allein, sondern auch andern Kräutern einwohne, weil oft an solchen Abhängen, wo der Bachwasserfaden kaum jemals fortkommen dürfte, Torfrinden gefunden werden. Auszumachen, welche Kräuter die Eigenschaft jenes Wasserfadens haben, wäre sehr nützlich: denn es müßte große Vortheile gewähren, wenn die Eigenthümer an die Stellen des ausgestochenen Torfes nur einige Töpfe voll fäulnißwidriger Sumpfkräuter hintragen und sie da in den Pfützen wuchern lassen dürften, um in kurzer Zeit an der alten Stelle einen neuen Torfstich vor-

nehmen zu können. Wenigſtens ſollten zu dieſem Ende auch in der Schweiz mit dem erwähnten Bach-Waſſerfaden fernere Verſuche nicht vernachläſſigt werden.

F. X. Bronner.

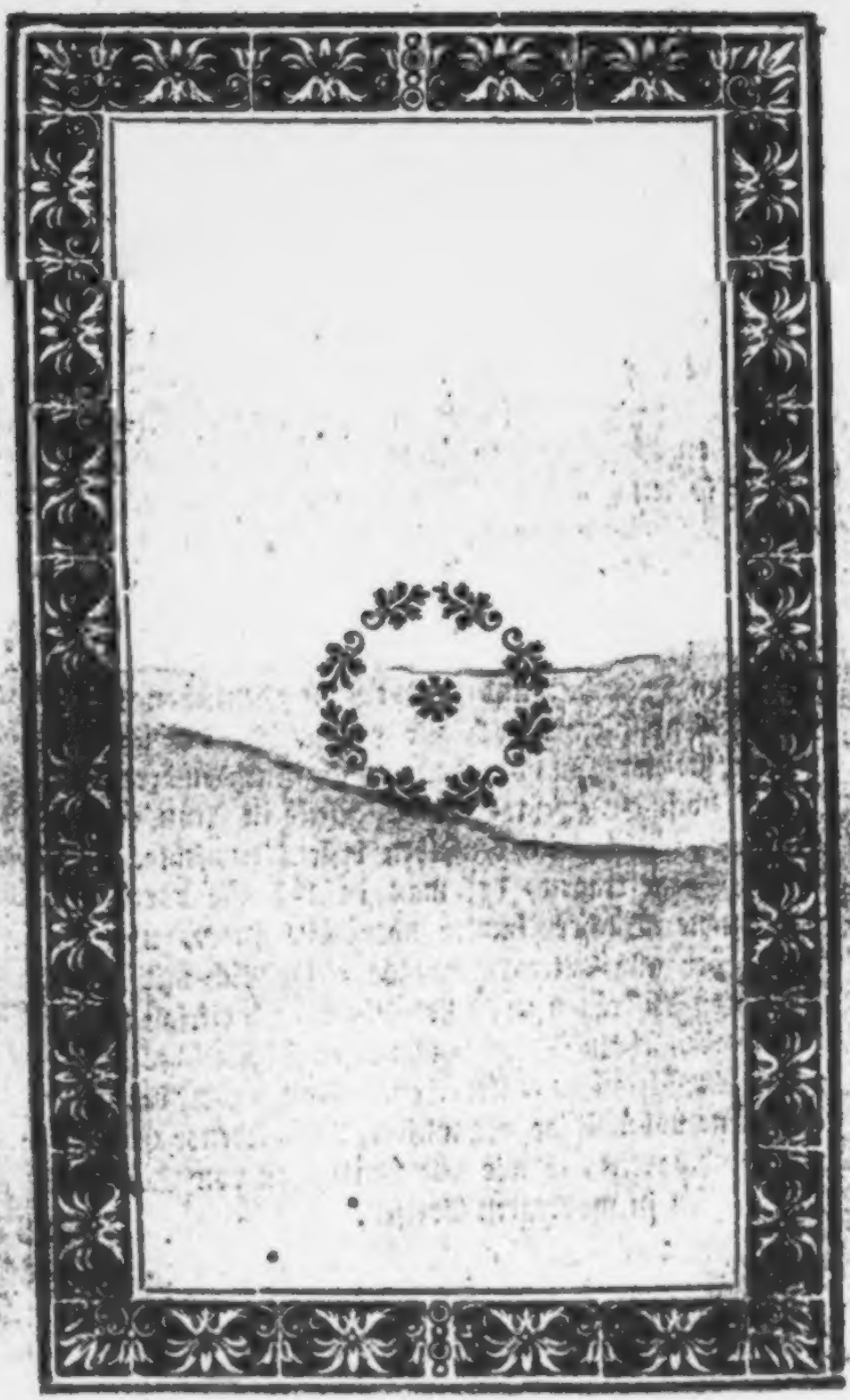
Druckfehler, im ersten Stück der Minerva.

Seite 18. Zeile 5. Statt nur lies weder
— 23. — 8. St. dann zumal l. dannzumal
— 35. — 2. St. der Centralregierung l. den Cantonewahlcorps
— — — 10. St. haben l. sehen
— — — 18. St. keine l. eine
— 36. — 11. St. wahre Denkkraft l. die gegenwärtige Denkschrift.
— — — 12. St. erwachen l. anwachsen
— 39. — 17. St. der aufgeklärteſter l. der aufgeklärteſten
— 40. — 19. St. dringender l. dringende
— 42. — 3. St. machen l. erachten
— 73. — 18. St. Säugen l. Saugen
— 74. — 4. St. Kopf l. Haupt

Druckfehler im zweyten Stück.

Seite 65. Zeile 1. Von unten lies statt das, daß.

Die schweizerische Minerva erscheint in zwanglosen Heften von 7 bis 8 Bögen, und 4 Hefte werden einen Band ausmachen. Die resp. Abonnenten machen sich jedesmal bey dem ersten Heft anheischig, den ganzen Band von 4 Heften zu nehmen, welcher 45 Batzen, oder fl. 3 — oder 2 Rthlr. sächsisch kostet. Die nachfolgenden Hefte werden in möglichster Kürze auf einander folgen, und den Abonnenten unverzüglich nach ihrer Erscheinung zugesandt. Man kann sich desfalls an alle Buchhandlungen in der Schweiz und in ganz Deutschland, oder an die unterzeichnete Verlagshandlung wenden.

Den Freunden und Gönnern der deutschen Litteratur dient hiemit noch zur Nachricht, daß ich jetzt neben meiner Buchhandlung und Buchdruckerey in Basel noch ein zweytes Etablissement in Arau errichtet habe, welches ich denselben bestens empfehle. Ich werde Sorge tragen, daß man daselbst alle vorzüglich gute neue Bücher immer vorräthig findet, und ich lade daher alle Litteraturfreunde ein, mich mit ihren geneigten Aufträgen zu beehren, indem ich eifrigst trachten werde, ihren Wünschen in allen Theilen der Litteratur sorgfältigst zu entsprechen. Man findet bey mir auch eine vollständige Sammlung verschiedener Sorten von Landcharten, so wie alle Gattungen von Schreibmaterialien in moderaten Preisen.

Samuel Flickische Buchhandlung
in Basel und Arau.